

8 Biographien zwischen Prozessen der ›Ent-Normalisierung‹ und ›Ringen um Normalität‹

In der Darstellung der drei Einzelfälle im vorigen Kapitel ist die Präsentation der Ergebnisse der Einzelfalllogik gefolgt. In diesem Teil erfolgt nun eine fallübergreifende Ergebnispräsentation, die sich stärker an einer thematischen Logik entlang des Erkenntnisinteresses orientiert. Diese ergibt sich aus den Einzelfallanalysen und wird ergänzt um Facetten aus weiteren Fällen des Samples. So werden im Folgenden quer zu den einzelnen Biographien Theoretisierungen und Verallgemeinerungen zur Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen herausgearbeitet. Mit diesem Schritt verbunden ist die Darstellung von Zusammenhängen und Aussagen zur hegemonialen und sozialen Bedeutung von Normalitätskonstruktionen, verstanden als dominante gesellschaftliche Ordnungen im Kontext von Differenzverhältnissen. Dabei soll auf fallübergreifende Bedingungskonstellationen aufmerksam gemacht werden, mit denen Jugendliche und junge Erwachsene mit Jugendhilfeerfahrungen konfrontiert werden. Daneben geht es auch um die Darstellung der Zusammenhänge von Möglichkeitsräumen und Umgangsweisen der jungen Erwachsenen, die in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen sind. Mit diesem Schritt werden also modellhaft Zusammenhänge dargestellt, die in empirischen Daten begründet sind (vgl. Strauss 1994, S. 31).

Die im Rahmen des Forschungsprojektes erhobenen 14 biographischen Interviews unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht in Bezug auf die dort präsentierten Biographien. Mit Bezug zu meinem Forschungsinteresse wird eine große Vielfalt an Erfahrungen und Umgangsstrategien der Biograph*innen sichtbar. Trotz der Unterschiede zeigt sich als verbindendes Element, dass die Erfahrungen der stationären Jugendhilfe die Erzählungen prägen und Anstrengungen der Biograph*innen unternommen werden, hierfür Erklärungen zu finden.

Die biographischen Interviews können aus einer übergreifenden Perspektive verstanden werden als Ausdruck des ›Ringens um Normalität‹ in verschiedenen Varietäten. Dieses ›Ringen um Normalität‹ ist in Verbindung zu sehen mit ent-normalisierenden Erfahrungen der Biograph*innen, wie z. B. ihren gesellschaftlichen Positionierungen, ihrem familiären Kontext oder auch ihren Jugendhilfeerfahrun-

gen. Diese Bereiche sind aus biographischer Perspektive oftmals miteinander verwoben.

Die Struktur der nun folgenden Ergebnisdarstellung folgt dabei dem Befund, dass sich die Biographien zwischen ›Ent-Normalisierung‹ auf der einen Seite und einem ›Ringen um Normalität‹ auf der anderen Seite bewegen. Ent-Normalisierung ermöglicht immer gleichzeitig auch die Einnahme von Subjektpositionen und lässt sich nicht von dem Handeln der Subjekte trennen.

In den Daten wird deutlich, dass der Übergang in die und aus der stationären Jugendhilfe eine zentrale Bedeutung spielt bei der Konstruktion und Strukturierung der biographischen Erzählungen. In Bezug auf das Erkenntnisinteresse der Normalitätskonstruktionen wird in den Rekonstruktionen sichtbar, dass mit der stationären Jugendhilfe ent-normalisierende Subjektivierungsprozesse verbunden sind. In Bezug auf die in der Untersuchung relevante Perspektive der Subjektivierung von Butler (vgl. Butler 2001) werden damit einerseits unterwerfende Praxen fokussiert. Andererseits zeigt sich aber auch, dass dies Möglichkeiten für die Biograph*innen birgt, die damit einhergehenden Subjektpositionen einzunehmen und zu handeln. Dabei werden von den Biograph*innen auch Normen und damit verbundene Diskurse verschoben. Ent-Normalisierung ist also einerseits immer mit Unterwerfung unter gewisse Normvorstellungen verbunden, andererseits wird dadurch auch eine Plattform für Handlungsfähigkeit eröffnet. Auch zeigt sich, dass sich Ent-Normalisierung und Normalisierung zum Teil bedingen und die jungen Menschen Strategien entwickeln, Normalität für sich zu beanspruchen. Normalitätskonstruktionen haben somit also die Bedeutung, in einem spannungsreichen Feld von Normalität und Nicht-Normalität die eigene Biographie zu konstruieren und sich selbst vor diesem Hintergrund zu verorten. Diese Zusammenhänge werden im Folgenden noch näher beleuchtet.

8.1 Erfahrungen der (Ent-)Normalisierung im Kontext von stationärer Jugendhilfe aus biographischer Perspektive

Die Inanspruchnahme von Angeboten der stationären Kinder- und Jugendhilfe ist für die Jugendlichen mit ambivalenten Erfahrungen verbunden zwischen Prozessen der Ent-Normalisierung und der Normalisierung durch Institutionen der stationären Jugendhilfe. So zeigt sich, dass das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe offensichtlich erklärt und damit auch normalisiert werden muss. Das ist auch dem Setting der Untersuchung geschuldet, da die jungen Menschen wissen, dass ich mich für ihre Erziehungshilfebiographie interessiere (vgl. Kap. 3.3.2). Die Erzählungen sind in dieser Hinsicht also auch als Artefakte des Erhebungskontextes zu verstehen.

In diesem Zusammenhang ist zunächst hervorzuheben, dass die Ursachen für einen Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe in den untersuchten Biographien unterschiedlich sind. Sei es in Bezug darauf, ob der Wechsel vom familiären Aufwachsen in die Institution der Kinder- und Jugendhilfe als eine freie Entscheidung womöglich in Eigeninitiative dargestellt wird, Entscheidungen von anderen (bspw. Eltern oder durch Institutionen der Jugendhilfe, der Justiz oder Medizin, als strafrechtliche, therapeutische oder pädagogische Maßnahmen) gefällt werden oder auch, inwiefern dies im Einvernehmen oder gegen den Willen der Jugendlichen geschieht. Auch der Beginn der Hilfe, die Dauer der Inanspruchnahme sowie die Anzahl an Institutionen, die besucht werden und welche unterschiedlichen Angebotsformen wahrgenommen werden, variieren stark.

Die Erzählungen können dabei auch als ›Hilfebiographien‹ gelesen werden. Der Begriff der ›Hilfebiographie‹ wurde im Einzelfall von Celina Schweizer bereits herangezogen (vgl. Kap. 6.8), um auf die enge Verknüpfung der biographischen Konstruktionen mit den Institutionen des Unterstützungssystems zu fokussieren, die die Biographie flankieren. Damit in Verbindung stehen auch Erklärungen, mit denen die Biograph*innen die Notwendigkeit institutioneller Unterstützung plausibilisieren. Darin wird deutlich, wie Erfahrungen der Ent-Normalisierung, die mit problemorientierten Perspektiven auf Bereiche von sich und ihrer Familie zusammenhängen, und der Normalisierung durch die Hilfe und durch die Biograph*innen selbst in einem ambivalenten Verhältnis stehen.

Es zeigt sich so ein Zusammenspiel aus problemorientierten Adressierungs erfahrungen, institutionellen Konstruktionen von Hilfebedarf, damit einhergehenden Prozessen der Ent-Normalisierung sowie biographischen Normalitäts konstruktionen und Positionierungen. Fallübergreifend wird deutlich, dass mit der Inanspruchnahme von Hilfe durch das System der stationären Kinder- und Jugendhilfe Prozesse der Ent-Normalisierung aus biographischer Perspektive einhergehen. Unter Normalisierung in der Sozialen Arbeit (vgl. hierzu auch ausführlich Kap. 1.4) werden Prozesse verstanden, mit denen Adressat*innen der Sozialen Arbeit an Normalitätsmuster oder dominante Normalitätsvorstellungen angepasst werden (vgl. Seelmeyer 2008; Kessl/Plößer 2010). Ent-Normalisierung hingegen verweist auf Prozesse und Markierungen, mit denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bzw. ihre Familien als nicht der Norm entsprechend markiert werden. Damit einher geht die Zuweisung von abweichenden Subjekt positionierungen, die die Intervention durch die Soziale Arbeit begründen. Wie in den Daten deutlich wird, tragen Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe zur Ent-Normalisierung aus biographischer Perspektive bei. Ent-Normalisierung ist dabei widersprüchlich. Jugendhilfe bietet Unterstützung an und greift in der Hilferbringung auf Problemkonstruktionen zurück, die gesellschaftlich als anerkannt gelten und auf die in der Jugendhilfe Bezug genommen wird (vgl. Mecheril/Melter 2010). Somit muss, um Hilfe zu bekommen bzw. auch

umgekehrt, um Hilfe anbieten zu können, eine Unterwerfung unter anerkannte Vorstellungen von Hilfebedarf stattfinden. Inanspruchnahme von Hilfe ist also mit Ent-Normalisierung verbunden, da darin Hilfe begründet liegt.

Im Folgenden wird dargestellt, wie die Biograph*innen implizite Mechanismen der Unterscheidung, Grenzziehung und (Ent-)Normalisierung der Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe erleben. Es wird dabei also aus den Biographien rekonstruiert, wie institutionelle Prozesse der (Ent-)Normalisierung erlebt werden, welche Konsequenzen diese für die Biograph*innen haben und wie sie damit umgehen.

Daraus resultiert ein Spannungsfeld, welches ich im Folgenden als eines von Ent-Normalisierung, Unterstützung, institutionellen Prozessen der Normalisierung und damit verbundenen Positionierungen der Biograph*innen spezifiziere. Diesem Spannungsfeld gehe ich zunächst in Bezug auf die Prozesse der Anerkennung des Hilfebedarfs nach und wie diese von den Jugendlichen erlebt und in ihren Biographien bearbeitet werden (vgl. Kap. 8.1.5). In diesen Prozessen werden komplexe biographische Prozesse auf ent-normalisierende Diagnosen zugespitzt (vgl. Kap. 8.1.2) und potenzielle Erfahrungen sozialer Ungleichheiten de-thematisiert (vgl. Kap. 8.1.3). In den Praxen der Fallabklärungen zeigen sich dabei aus biographischer Perspektive Prozesse der Diagnoseerstellung, bei der stark eine ›Vermessung‹ der Jugendlichen im Zentrum steht, die auf sichtbare Zusammenhänge fokussiert ist (vgl. Kap. 8.1.4). In den Prozessen der Ent-Normalisierung spielen auch die sozialen Kontexte wie die Peer-Ebene (vgl. Kap. 8.1.5) und die Familie (vgl. Kap. 8.1.6) eine zentrale Rolle.

8.1.1 Anerkennung von Hilfebedarf und Prozesse der (Ent-)Normalisierung

In den Rekonstruktionen der Biographien wird deutlich, dass die Anerkennung von Hilfebedarf und der Übergang in die stationäre Jugendhilfe damit einhergehen, dass die institutionellen Logiken der stationären Kinder- und Jugendhilfe an Bedeutung gewinnen und die Biographien stark von institutionellen Logiken strukturiert werden. Bei Elif Yıldız (vgl. ausführlich Kap. 5) stellt der Übergang in die stationäre Jugendhilfe einen Wendepunkt in ihrer Biographie dar, da ihr biographisches Handlungsschema dadurch unterbrochen wird. Sie erlebt den Übergang in die Heimerziehung als ent-normalisierend und kann ihre Strategie der Selbst-Normalisierung nicht aufrechterhalten. Verbunden mit ihren Anstrengungen um die Anerkennung des Hilfebedarfs ist die (von ihr unintendierte) Folge, dass sie als junge Frau sichtbar wird, die »häusliche Gewalt« (E1; 852-853) erfahren hat. Das Label rekurriert auf Fachdiskurse rund um das Thema Gewalt im familiären Umfeld und gilt als eine anerkannte Form der Problemkonstruktion, auf deren Basis der Zugang zum Hilfesystem möglich wird. Gleichzeitig sind mit dem Label auch Adressierungen und Bilder verbunden, die sie eher passiv und als Opfer von Gewalt betrachten.

Bei Celina Schweizer hingegen wird deutlich, dass bei ihr die Anerkennung ihres Hilfebedarfes immer wieder infrage gestellt wird durch die Institutionen der stationären Jugendhilfe und sie dort Ausschluss erfährt. In den eigentheoretischen Deutungen ihrer Biographie zeigt sich, dass sie sich selbst als sehr stark von anderen abhängig erlebt. Sie konstruiert sich dabei als Opfer der Verhältnisse und der Ereignisse, die sie überwältigen und denen sie stark ausgesetzt zu sein scheint. So steht in ihrer Biographie der Kampf um Anerkennung im Hilfesystem im Zentrum. Sie ist dabei vielfältigen Ausschlusserfahrungen und Adressierungen unterworfen, in denen sie als Problem und gleichzeitig als nicht passend markiert wird. Dabei wird auch deutlich, wie ihre Anstrengungen um Anerkennung im Unterstützungs system mit anderen biographischen Ausschlusserfahrungen in ihrer Familie, der Schule oder auf Peer-Ebene zusammenhängen (vgl. ausführlich Kap. 6).

In der Darstellung der Anerkennung des Hilfebedarfs verhelfen anerkannte abstrahierende Begriffe von Problemkonstruktionen oder Diagnosen dazu, den Übergang in die stationäre Jugendhilfe zu legitimieren. So nutzt Elif Yıldız den Begriff »häusliche Gewalt« (E1; 852-853) als beschreibende Klammer für zahlreiche Erfahrungen. Durch das Aufrufen des Begriffes rekurriert sie auf diese anerkannte Problemkonstruktion von Hilfebedarf und nutzt sie zur Konstruktion ihrer Biographie, ohne konkrete Erfahrungen vertiefen zu müssen. Sie beansprucht in ihrer Erzählung die Rechtsordnung für sich und auch die Macht der Institution der Polizei, bei der sie Hilfe holt, und distanziert sich dadurch von den Unrechtserfahrungen. Hierbei wird deutlich, dass sie sich durch das Aufrufen von Normalitätsordinungen mit Handlungsmacht versieht und dies zur Distanzierung von ihren Erfahrungen nutzt. In diesem Fall hängen also Ent-Normalisierung und Selbst-Normalisierung zusammen.

Unter einer anrufungstheoretischen Perspektive zeigen sich in den untersuchten Biographien Adressierungen im Übergang in die stationäre Jugendhilfe, die im Zusammenhang mit Problemkonstruktionen stehen, auf deren Grundlage stationäre Jugendhilfe als institutionelle Form der Problembearbeitung initiiert wird. Verbunden mit dem Prozess der Anerkennung von Hilfebedarf sind auch Adressierungs- und Aushandlungsprozesse über Subjektpositionen.

Dabei verweisen die Fälle auf ein Spannungsfeld zwischen Ent-Normalisierung in der Folge der Anerkennung von Hilfebedarf und damit verbundenen Möglichkeiten der Selbst-Normalisierung in der Biographie. So wird deutlich, wie durch die Inanspruchnahme anerkannter Problemkonstruktionen in der Biographie eine Bemächtigung entstehen kann. Mit Jugendhilfeargont und damit verbundenen Konstruktionen von anerkanntem Hilfebedarf wird so auf biographischer Ebene markiert, dass die Unterstützung legitim ist und der eigenen Person bspw. Unrecht widerfahren ist. Durch die Übernahme von Subjektpositionen, die im Zusammenhang mit Diskursen und Adressierungen der stationären Jugendhilfe stehen, kann so ein legitimes Sprechen aus einer anerkannten Position heraus statt-

finden. Gleichzeitig ermöglichen anerkannte Begriffe aus Jugendhilfe- und Rechtspraxis eine abstrahierende Form des Sprechens über konkrete Erfahrungen, die an geteiltes ›Common-Sense‹-Wissen anknüpft. Damit kann es gelingen, Sinnhaftigkeit und Biographizität im Umgang mit der Hilfebiographie herzustellen. So wird deutlich, wie institutionelle Prozesse der Normalisierung auch auf einer biographischen Ebene zur Selbst-Normalisierung beitragen.

In der Untersuchung gibt es noch weitere Facetten, in denen Ambivalenzen rund um die Artikulationen von Hilfebedarf deutlich werden. In den Artikulationen von Hilfebedarf ist es notwendig, Bezug zu anerkannten Formen von Problemkonstruktionen herzustellen, um als Adressat*in der stationären Jugendhilfe anerkannt zu werden. Liah Petrovic beschreibt hier ihre Strategie folgendermaßen:

L: und ich habe dann mit ihr [einer Freundin, Anmerk. A. R.] abgemacht dass ich(.) dann (.) abhaue und dann (1) auf=das äh (.) Jugendamt gehe //ja/// (2) und so bin ich eigentlich dann (2) in dieses (1) @in diese Soziwelt gekommen@ //((@((5)@))/// @(.@ ich bi:::n (1) ja (1) genau; (.) und dann ist von dort aus, (1) ich habe natürlich alles erzählen müssen //ja/// (1) alles müssen sagen weil sie (1) ja (.) einen Grund brauchen einen richtig //ja/// (1) heftigen Grund, (.) //ja/// wieso jemand von den Eltern wegbleiben soll //ja/// (1) oder einfach platziert werden soll //mmh/// (1) und (1) aus dieser Not heraus aus dieser Angst, dass sie mich wieder zurückschicken, //mmh/// (.) habe ich alles gesagt (.) //mmh/// wie aber so wie es ist //mmh/// (1) und dann:: bin ich (1) am (.) übernächsten Tag, (1) bin ich in das [Einrichtungsname B] gekommen (.) (E8; 194-202)

In dieser Sequenz drückt sich aus, dass für die Biographin die Institutionen stationärer Jugendhilfe eine andere Welt sind als ihre bisherige. Sie benennt diese lachend gesprochen als »Soziwelt«. Diese distanzierende Formulierung verweist darauf, dass in dieser anderen Welt die Perspektiven und Spielregeln von den professionellen Sozialpädagog*innen gestaltet werden. In der Konstruktion als andere Welt drückt sich aus, dass dies für sie mit einer Abweichung ihrer bisherigen Normalität verbunden ist. Verbunden mit dem Wechsel an den Ort der stationären Jugendhilfe ist ein Herausfallen aus der Normalität des Aufwachsens in der Familie. Dies ist in ihrer Darstellung ausgesprochen begründungsbedürftig und braucht einen »heftigen Grund«.

Für die Inanspruchnahme von institutioneller Unterstützung und damit einhergehend auch institutioneller Normalisierung ist für Liah Petrovic auf subjektiver Ebene die Notwendigkeit, ihre familiären Verhältnisse so darstellen zu müssen, dass ausreichend klar wird, warum sie nicht mehr dort leben kann. Für die Anerkennung von Hilfebedarf muss sie also sich und ihre Familie ent-normalisieren, um anerkannte Adressatin von stationärer Jugendhilfe zu werden. Zusätzlich ist damit in der Folge auch ein Herausfallen aus der Normalität des Aufwachsens im Familienkontext verbunden. Um den institutionellen Erwartungen für eine Platzierung Genüge zu leisten, hat Liah Petrovic »alles gesagt«. Sie drückt damit auch

aus, dass es verschiedene Erzählungen für sie gegeben hätte, ihre Gründe für den Wunsch nach einer außerfamiliären Unterbringung zu begründen. Auch ihr entzieht sich im weiteren Verlauf, was mit ihren Begründungen und Wünschen für eine Platzierung in den Institutionen der stationären Jugendhilfe gemacht wird. Offensichtlich ist sie mit dieser Strategie erfolgreich und ihr gelingt es, Adressatin von stationärer Jugendhilfe zu werden.

Es zeigt sich, dass der Wechsel in die stationäre Jugendhilfe auf biographischer Ebene mehrfach ent-normalisierend für Liah Petrovic ist: einerseits, weil der Ort außerhalb ihrer Normalität ist, und andererseits, weil sie ihre familiären Verhältnisse ent-normalisierend darstellen muss, um Unterstützung zu erhalten. Gleichzeitig ermöglicht ihr aber der Zugang zur Unterstützung auch eine Form der Bemächtigung, da sie sich damit aus ihren belastenden familiären Verhältnissen befreit. Hier wird deutlich, wie im Kampf um Anerkennung des Hilfebedarfes Ent-Normalisierung nötig ist, um biographische Prozesse der Normalisierung und Ermächtigung in Gang zu bringen. Institutionelle Prozesse der Normalisierung können dann wiederum für biographische Prozesse der Selbst-Normalisierung genutzt werden. Prozesse der Anerkennung von Hilfebedarf sind einerseits Aushandlungsprozesse und teils auch ein Kampf um die Anerkennung von Hilfebedarf, andererseits ermöglicht die Anerkennung von Hilfebedarf auch Formen der Bemächtigung für die Jugendlichen und jungen Erwachsenen.

Zusammenfassend wird aus einer subjektivierungstheoretischen Perspektive (vgl. Butler 2001, S. 8 ff.) deutlich, dass mit der Inanspruchnahme von Unterstützung durch die stationäre Kinder- und Jugendhilfe Adressierungen und dementsprechende Prozesse der Ent-Normalisierung verbunden sind. Hier finden Anrufungen statt, die auf Diskurse rekurrieren, in deren Folge Subjekte und deren Familien als Hilfeempfänger*innen konstruiert und unterworfen werden. Dabei wird deutlich, dass die Jugendlichen nicht nur diese Diskurse rund um anerkannte Problemkonstruktionen im Kontext von stationärer Jugendhilfe bedienen müssen, um als berechtigte Adressat*innen der Angebote anerkannt zu werden. Durch performative Wiederholungen von Adressierungen werden sie auch zu Objekten gemacht, die Hilfe benötigen. Dies geschieht einerseits durch Prozesse der Diagnoseerstellung und der Fallkonstruktionen durch die Hilfen zur Erziehung. Andererseits sind hierbei aber auch andere soziale Kontexte involviert wie Peers, familiäres Umfeld oder Institutionen wie Schule oder Ausbildungsstellen. Gleichzeitig kann die stationäre Jugendhilfe aber auch als Möglichkeitsraum verstanden werden, in dem bspw. Kontakt zu anderen Peers entsteht, die über ähnliche Erfahrungen verfügen. So ist die stationäre Jugendhilfe gleichzeitig ein Ort der Unterwerfung und ein Möglichkeitsraum. Welche Prozesse nach der Anerkennung von Hilfebedarf in Gang kommen, wird im Weiteren dargestellt.

8.1.2 Zuspitzung von komplexen biographischen Zusammenhängen auf ent-normalisierende Diagnosen

Die Abklärung des Hilfebedarfs und damit verbunden auch eine Einschätzung zum Kindeswohl sind wichtige Bestandteile von Kinder- und Jugendhilfe im Kontext von stationären Angeboten. Aus fachlicher Sicht werden diese Abklärungsprozesse als bedeutsam für die Qualität von Hilfen deklariert; gleichzeitig wird konstatiert, dass es in der Schweiz keine einheitlichen nationalen Standards gebe für die Gestaltung der Abklärungsprozesse (vgl. Schnurr 2012, S. 19).

In den Biographien der vorliegenden Untersuchung wird deutlich, dass sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen in den Abklärungsprozessen »zum Objekt gemacht« fühlen, das der professionellen Begutachtung ausgesetzt ist. Im Hilfe- prozess entstehen in der Interaktion mit Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe Diagnosen und damit verbundene Anrufungen, mit denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen unterschiedlich umgehen. So sind die Anrufungen als Opfer, die bei Elif Yıldız herausgearbeitet wurden (vgl. Kap. 5.9), mit Prozessen der Erstellung von Diagnosen und der Konstruktionen von Hilfebedarf verknüpft. Im Zentrum der Problemkonstruktion steht bei ihr »häusliche Gewalt« (E1; 852-853). Bei Celina Schweizer hingegen wird sichtbar, dass für sie die Situation zu Hause und ihre verantwortliche Rolle für ihre Geschwister untragbar sind. In den Prozessen der Diagnoseerstellung herrscht zwar ein problemorientierter Blick auf sie vor, gleichzeitig muss sie aber um die Anerkennung des Hilfebedarfes kämpfen (vgl. Kap. 5.6). Bei Nazar Sautin wird sichtbar, dass im Prozess die Ursache für die Konflikte zu Hause, die dann letztendlich zu einer Platzierung führen, zugespitzt wird auf seine als abweichend markierten Verhaltensweisen. So steht er im Fokus als Jugendlicher, der illegale Interessen hat, während seine Familiengeschichte und die damit verbundenen Konflikte de-thematisiert zu werden scheinen (vgl. Kap. 7.5).

In fallübergreifender Perspektive zeigt sich, wie komplexe biographische Prozesse und Entwicklungen im Übergang in die stationäre Jugendhilfe oftmals auf eine Diagnose oder Begründungsfigur hin zugespitzt werden. Diese Diagnosen und damit verbundenen Problemkonstruktionen werden von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch als Erklärungsfolie und Erklärungsmodell bzw. zur Abgrenzung in der biographischen Konstruktion herangezogen. Die Diagnoseprozesse stehen dabei in Verbindung mit anerkannten gesellschaftlichen Problemkonstruktionen und Prozessen des »Doing Social Problems« (vgl. Groenemeyer 2010). Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe haben den Auftrag, ihre Adressat*innen an je gültige Normalitätsvorstellungen anzupassen, sie fungieren als »Normalisierungsmacht« (Maurer 2001, S. 125). Prozesse der Diagnoseerstellung können als institutionelle Umgangsstrategie verstanden werden, mit der Kon-

tingenz des menschlichen Lebens einen Umgang zu finden und aus den komplexen Biographien Fälle zu machen, die bearbeitet werden können:

»Das Schlüsselinstrument der Bewältigung von Kontingenzen der Lebenspraxis der Klientel durch Professionelle ist die Diagnose als eine Form der Typisierung, mit der die Individualität der Klientel in professionell und institutionell handhabbare Kategorien der Fallbearbeitung überführt wird und alle ›überflüssigen‹ Informationen ausgeblendet werden.« (Groenemeyer 2010, S. 43)

Die Praxen der Typisierung und Kategorisierung durch Institutionen sind mit Adressierungen verbunden. Damit einher gehen Prozesse der Subjektivierung, in denen Subjekte zu Adressat*innen von Hilfe gemacht werden. Wie diese Prozesse der Erstellung von Diagnosen und Problemfokussierungen aus biographischer Perspektive erlebt und dargestellt werden, wird im Folgenden noch vertiefend dargestellt.

Elena Kägi stellt in ihrer Erzählung verschiedene biographische Entwicklungen dar, die verbunden sind mit den zwei Lebenskontexten in Bulgarien und der Schweiz. Eine Folge der Migration in die Schweiz ist die Entwertung der Qualifikationen ihrer Mutter, die dann schließlich in der Pflege arbeitet. Ihren Vater beschreibt sie als gewalttätig und »Workaholic« (E2; 135), der sich kaum um das Familienleben kümmert. Nach der Trennung der Eltern, als Elena Kägi 13 Jahre alt ist, wächst sie alleine mit ihrer Mutter auf. In der Folge entwickeln sich für Elena Kägi auf unterschiedlichen Ebenen Herausforderungen, die aber im Zuge institutioneller Bearbeitungen und Erfahrungen von ihr auf die Diagnose der ›Bulimie‹ zugespitzt werden:

E: und meine Mutter ist eben mega stolz gewesen sie würde niemals zur Sozialhilfe gehen und //mmh/// sie würde sich niemals //mmh/// irgendetwas //mmh/// von irgendjemandem //mmh/// leihen, (1) und s- (.) wirklich auch wenn wir dann nur halt Spaghetti gegessen haben zwei Monate lang; (.) //mmh mmh/// und //mmh/// ja; //mmh mmh/// (.) und dann hat es sich halt so ein bisschen entwickelt, weil ich bin dazumals auch, ich habe dort f::: ((hustet)) fast achtzig Kilo gewogen und sie hat mich auch immer ein bisschen gehänselt, (1) u:nd ich habe nachher Bulimie bekommen; (E2; 166-173)

In der Sequenz beschreibt sie Engpässe von finanziellen Ressourcen, die sie und ihre Mutter nach der Trennung der Eltern haben. Ihre Mutter bringt viel Energie auf, um nicht auf staatliche Unterstützung angewiesen zu sein. Der Mangel an finanziellen Ressourcen hat auch Auswirkungen auf ihre Ernährungsmöglichkeiten. An verschiedenen Stellen im biographischen Verlauf zeigt Elena Kägi auf, wie sich ihr Gewicht und ihr Essverhalten verändern. Sie nutzt als Strukturierung ihrer Erzählung neben lebenslaufbezogenen Stationen auch die Ebene ihrer Essgewohnheiten und ihres Gewichtes als einen Fokus, der sich durch ihre Biographie zieht. In dieser Sequenz geht sie auf die Entwicklung ein, in deren Folge sie »nachher Bulimie

bekommen« hat. Sie stellt sich hier passiv dar und der Entwicklung ausgeliefert: »*hat es sich halt so ein bisschen entwickelt*«.

Aus ihrer aktuellen Positionierung heraus und mit dem Wissen um die Diagnose stellt sie hier einen Zeitpunkt in ihrer Biographie dar, an dem sie dieses Essverhalten »bekommt«, das als abweichend markiert wird. So nimmt sie mit dem Wissen darum eine Fokussierung auf ihren Körper vor und stellt in ihrer biographischen Rekonstruktion eine Darstellung der Veränderungen ihres Gewichtes zu unterschiedlichen Zeiten dar. Implizit stehen diese Veränderungen ihres Gewichtes in Verbindung mit ihrem Essverhalten. Sie nutzt die Diagnose der »Bulimie« abstrahierend für ihr Essverhalten und subsumiert eine Reihe von Erlebnissen und Erfahrungen darunter, die sie nicht weiter ausführt. Vielmehr fokussiert sie in der Darstellung auf Bulimie als abstrakte Beschreibung. Hier zeigen sich Parallelen zu Elif Yıldız, die mit dem Begriff »häusliche Gewalt« (E1; 852-853) ebenfalls beschreibend und abstrahierend auf den Sprachjargon der Jugendhilfe zurückgreift, oder zu Nazar Sautin, der die Kategorie der »schwer erziehbaren Jugendlichen« (E12; 134) als Selbstbeschreibung und Ursache für seinen Heimaufenthalt wählt. Analog beschreibt Elena Kägi hier nicht näher die Praktiken des Essens, die zu der Diagnose geführt haben. Vielmehr nutzt sie die Bilder, die mit dem Aussprechen der Diagnose bzw. der Kategorisierung verbunden sind.

Diese Form der Inanspruchnahme von Diagnosen in der Konstruktion der Biographie können als Form der Legitimation für den Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe verstanden werden, da hierüber die individuellen Erfahrungen abstrahiert und in den Kontext von verallgemeinerbarem Wissen gestellt werden, in dem auch der Zugang zu Hilfe begründet wird. Dadurch muss Elena Kägi also nicht auf einer konkreten Erfahrungsebene auf bspw. schambesetzte Gefühle, Emotionen oder auch körperliche Details eingehen, deren Thematisierung möglicherweise ihre diesbezügliche Vulnerabilität aktualisiert, sondern diese werden mit der Diagnose abstrahiert. Gleichzeitig liefert die Diagnose eine anerkannte Begründung für den Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe.

In der Folge der »Bulimie« (E2; 173) geht Elena Kägi schließlich freiwillig in eine Institution: »ähm: (.) dann bin ich freiwillig in ein (.) Essgestörten:heim, ///mmh/// (.) auf [Gemeinde J],« (E2; 182-183). Diese Institution ist der Anfang einer Reihe an stationären Einrichtungen, die sie besucht. Ihre Bezeichnung der Institution als »Essgestörtenheim« macht deutlich, dass sie hier die institutionelle Perspektive und den damit verbundenen Bearbeitungsmodus aufgreift und das Bild von »gestörten« Subjekten auf sich selbst anwendet. Gleichzeitig wird darin ein Verständnis von der ihr zugeschriebenen Essstörung als Krankheit deutlich. Sowohl mit der Deutung der Krankheit als auch mit der Perspektive auf sich selbst als »gestört« zeigt sich eine Fokussierung auf ein individuelles Problem oder eine personalisierte Störung eines Subjektes. Die komplexen Zusammenhänge in ihrer Biographie werden dabei auf eine Kategorie reduziert, wobei die Bearbeitung des Problems ihr übertragen

wird. In ihrer biographischen Reflexion verbindet sie ihr Essverhalten nicht mit der belastenden Situation zu Hause. Vielmehr kategorisiert Elena Kägi sich hier als krank und beschreibt, wie sie Strategien des Umgangs gegen die Bulimie entwickelt. Mit der Übernahme der Perspektive als gestörtes Subjekt verbunden ist auch, dass sie sich selbst als passiv konstruiert in Bezug auf diese Diagnose. Ihren Übergang ins Heim deutet sie zunächst als Kampf gegen die Bulimie.

Bei ihr zeigt sich auch, wie machtvoll Abklärungsprozesse der Institutionen der stationären Jugendhilfe sind, in denen der Frage nachgegangen wird, mit welchen Problemkonstruktionen oder Diagnosen die Jugendlichen adressiert werden. Bei ihr geht es dabei um die Frage, ob es neben der Bulimie noch weitere ›Probleme‹ gibt. Diesen Prozess der Abklärung beschreibt Elena Kägi folgendermaßen:

E: ich habe einen Intelligenztest machen müssen dort (...) //aha/// weil sie nicht sicher gewesen sind ob ich ob ich jetzt das (...) vorspiele (...) was ich eigentlich bin; (...) oder nicht (...) //aha/// (...) um zu überprüfen ob ich eine psychische Krankheit habe zusätzlich (...) //aha (...) aha/// (...) ähm (...) und (...) meine Mutter hat das eigentlich nicht wollen, (...) //ja/// weil ich habe (...) ich bin vollkommen also ich bin jetzt wirklich nicht gestört (...) //mmh (...) ja/// und ich kann soweit klar denken sonst sonst sonst könnte ich nicht dort (...) da sein wo ich momentan bin (...) //aha/// wenn ich irgendetwas (...) nicht, (...) nicht stimmen würde bei mir (...) (E2; 754-762)

Hier zeigt sich eine Praxis der Kontrolle, bei der Elena Kägi sich als Adressat*in nicht ernst genommen und potenziell falsch eingeschätzt und kategorisiert fühlt. Sie empfindet diese zusätzliche Abklärung durch einen Intelligenztest als Misstrauen ihr gegenüber und führt ihre Mutter an, die damit auch nicht einverstanden ist. In ihrer Darstellung schwingt mit, dass die Mitarbeitenden in der Einrichtung den Verdacht haben, dass sie noch »zusätzlich« eine »psychische Krankheit« habe. Dies zeigt auf, dass die professionellen Akteur*innen in der Einrichtung aus ihrer Sicht eine ›Vermessung‹ von ihr vornehmen und auf der Grundlage von Tests Aussagen darüber treffen, als was sie zu bezeichnen ist. Sie spricht aus ihrer aktuellen Positionierung heraus noch immer gegen diese Anrufung als ›Gestörte‹ aufgrund der Zuschreibung einer psychischen Erkrankung an und unterstreicht: »also ich bin jetzt wirklich nicht gestört«. Diesen Widerstand gegen die Zuschreibung unterstreicht sie durch das Hervorheben dessen, zu was sie es gebracht hat, womit sie den Bezug zu ihrem Bildungserfolg herstellt.

In ihrem Interview werden diese starke Bezugnahme auf formale Bildung und eine Inanspruchnahme von Bildungserfolg für sich sichtbar. Vor diesem Hintergrund scheint der Intelligenztest für sie stark als Abwertung empfunden zu werden. So markiert sie ihr mehrsprachiges Aufwachsen, ihren schulischen Erfolg und auch ihre Peerkontakte mit anderen Jugendlichen: »ich gehe momentan mit zukünftigen Ärzte Anwälte Politiker (...) ich weiß auch nicht was Wirtschaftsfuzzis (...) //mmh/// in die Schule und (2) ja, so Leute habe ich halt schon immer gekannt, (1)« (E2; 291-293). Die-

se soziale Verortung unterstreicht ihren Kontakt mit einem bildungserfolgreichen Milieu, zu dem sie sich auch hinzuzählt, und stellt eine Strategie der Normalisierung dar (vgl. ausführlich Kap. 8.2.2). In Bezug auf die erlebten Prozesse der Diagnoseerstellung nimmt Elena Kägi durch den Verweis auf ihren Bildungserfolg eine klare Abgrenzung von den Adressierungen als gestörtes, ›psychisch krankes‹ Subjekt vor. So schafft sie in der Erzählung einen Gegenhorizont zu diesen problemorientierten Adressierungen und nimmt das Ideal eines leistungsfähigen und bildungserfolgreichen Subjektes für sich in Anspruch. Dies verweist auf eine Strategie des Ringens um Normalität: Sie kann nicht ein ›gestörtes‹ Subjekt sein, weil sie ein ›bildungserfolgreiches‹ Subjekt ist. Damit entzieht sie sich ebenfalls der damit verbundenen subjektivierenden Macht des Testes, sie als gestörtes Subjekt hervorzubringen. Hier wird auch deutlich, dass sie sich mit der Diagnose der ›Bulimie‹ identifiziert und die Zuschreibung einer ›psychischen Krankheit‹ ablehnt. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass die Adressierungen in den Prozessen der Diagnoseerstellung für sie machtvoll sind.

In den beschriebenen Praktiken der Diagnoseerstellung und in den Prozessen des Adressiert- und Subjektiviert-Werdens bleibt für die Biograph*innen zum Teil unklar, wie die Tests mit ihnen und ihrer Biographie in Verbindung stehen. Marla Brunori beschreibt:

M: Weiß nicht so komische Tests dann hat die mich noch irgendwo da hingeschickt da waren so zwei ältere Leute: und (...) ich ich weiß jetzt nicht mehr wie man dem sagt (...) mit so verschied- mit so Farbklecksen und dann musste ich dich (...) musste ich dann die Bilder was ich da drin sehe und dann //ah ((leichtes Lachen))/// (...) weiß ich weiß ich auch nicht ///aha/// (...) ich fühlte mich manchmal dümmer als ich war o-der weiß ich auch nicht ///aha aha//(1) ich habe mich dann manchmal selber gefragt und was ich habe ich denn für Probleme (E6; 535-541)

In der Sequenz wird deutlich, dass sie sich aufgrund mangelnder Aufklärung und Beteiligung den Testverfahren ausgeliefert fühlt. Mit der Bewertung als ›komische Tests‹ deutet sie an, dass die Verfahren sich außerhalb ihrer Normalitätsvorstellungen bewegen und sie sich dadurch bereits als ›anormal‹ adressiert fühlt. Es bleibt unklar für sie, warum sie diese Tests machen muss. Das Format des Tests und die Notwendigkeit, sich diesem unterzuhören zu müssen, werden aber von Marla Brunori ent-normalisierend interpretiert. Die Teilnahme am Test ist für sie mit Adressierungen verbunden, dass sie wohl Probleme haben oder auch ›dumm‹ sein müsse. Sie interpretiert das Verfahren als Hinweis, dass ihre kognitive Leistungsfähigkeit nicht der Norm entspricht. Das Verfahren verunsichert sie stark und sie fühlt sich dadurch ›dümmer als ich war‹. In der Formulierung schwingt mit, dass sie sich durch das Verfahren dumm gemacht fühlt. So werden also mit den Verfahren Probleme zugeschrieben und auch real hervorgebracht. Dies ist auch auf das offizielle Diagnosesetting zurückzuführen, in dem das Testverfahren verankert ist und

wodurch es für Marla Brunori machtvoll wird. Durch dieses Setting bekommt der Test für sie die Legitimität, individuelle Defizite hervorzu bringen. In der biographischen Reflexion von Marla Brunori wird deutlich, dass sie sich den Adressierungen unterworfen hat. Gleichzeitig stellt sie aber auch das Verfahren infrage, indem sie sich in ihrer biographischen Darstellung und Reflexion davon distanziert.

In diesem Beispiel wird sichtbar, wie durch das Testverfahren pädagogische Autorität (vgl. Jergus et al. 2012, S. 207 ff.) markiert wird und damit einhergehend Ordnungen aufgerufen werden, mit denen ›gestörte Subjekte‹ hervorgebracht werden. Marla Brunori fühlt sich, auch ohne das Ergebnis zu kennen, durch die Anordnung des Tests bereits als ›gestört‹ adressiert. So werden durch das Setting die Sprechakte der Personen, die den Test leiten, mit der Macht ausgestattet, Einteilungen von Jugendlichen vorzunehmen. Ziel des Testverfahrens ist es, zwischen ›gestörten‹ und ›normalen‹ Subjekten zu unterscheiden. Im beschriebenen Setting entfalten machtvolle Anrufungen und Problemzuschreibungen performative Wirkungen. Die dem Testverfahren zugrunde gelegten Ordnungen haben Bewertungen zur Folge; als Ergebnis finden auf der Basis der gesellschaftlichen Ordnung von Normalität und Abweichung Auf- und Abwertungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen statt. In den empirischen Beispielen wird sichtbar, dass sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen teils von den Adressierungen distanzieren. Gleichzeitig zeigt sich auch deutlich, wie machtvoll diese Prozesse sind und wie stark die jungen Menschen zum Teil versuchen, sich dagegen zu wehren.

8.1.3 De-Thematisierung und Umdeutungen von Ungleichheitserfahrungen

In den Darstellungen der Unterstützungsprozesse zeigt sich auch, wie Ungleichheitserfahrungen, die mit machtvollen gesellschaftlichen Ordnungen in Verbindung stehen, de-thematisiert bzw. in individuelle Probleme umgedeutet werden. So wird in der Biographie von Blerina Hasani¹ sichtbar, wie bei ihr institutionelle Diagnose- und Bewertungsprozesse dazu führen, dass ihre biographischen Erfahrungen der fehlenden Unterstützung insbesondere im Bildungssystem nach ihrer Migration in die Schweiz letztendlich zur Lernbehinderung umgedeutet und damit gelabelt werden. In diese Prozesse ist auch die stationäre Jugendhilfe involviert, denn die Biographin verbindet die belastenden Erfahrungen in ihrer Familie in der Schweiz und den damit verbundenen Übergang in die stationäre Jugendhilfe mit der Darstellung ihrer schulischen Performance. Ausgelöst durch den Eintritt ins

¹ Eine ausführliche Fallanalyse von Blerina Hasani unter der Perspektive von Subjektivierung im Kontext von stationärer Jugendhilfe in Differenzverhältnissen habe ich in Artikeln ausgearbeitet (vgl. Rein 2014, 2016a). Hier arbeite ich heraus, wie aus biographischer Perspektive in der institutionellen Unterstützung systematisch Rassismuserfahrungen von Blerina Hasani de-thematisiert und unsichtbar gemacht werden.

Heim berichtet sie von einer Verbesserung ihrer schulischen Leistungen: »Und äh: dort nachher nach einem halben Jahr hat sich alles verbessert, wirklich auch in der Schule;: und ich habe einfach gemerkt: mich belastet es nicht mehr so:::« (C5; 487-489). Daran wird deutlich, dass sie sich an der Logik der Bewertungen von Leistungen orientiert, die in der Schule hervorgebracht wird, und sie die damit verbundene positive Bewertung von besseren Noten teilt. Das Label der ›Lernbehinderung‹, das als ursächlich für ihre schulischen Leistungsprobleme angesehen wurde, führt dazu, dass sie im Übergang in Ausbildung durch die Schule zur IV-Ausbildung angemeldet wurde. Die von der IV-Beraterin gestellten Diagnosen und Bewertungen sind für Blerina Hasani verletzend: »Und äh: sie (die IV-Beraterin, Anmerk. A. R.) hat behauptet ich sei äh: (.) wirklich hätte eine Behinderung, also Lernschwäche und blablabla« (C5; 863-864). Von dieser Einschätzung rückt die Beraterin nicht ab, Blerina Hasani erlebt sich dieser Definitionsmacht ausgesetzt, trotz der Unterstützung durch ihren zukünftigen Chef und einen Betreuer vom Kinderhaus: »sie hat mich wirklich sehr verletzt, weil sie hat gesagt ich hätte eine Behinderung und Punkt kein Fragezeichen und nichts« (C5; 939-941). So beginnt sie mit der Ausbildung, obwohl sie diese nicht als passend für sich und ihre Lebenssituation empfindet. Hier beschreibt sie eine Konstellation, in der sie die IV-Beraterin mit der Macht ausgestattet sieht, eine Bewertung von ihr vorzunehmen und sie als Lernbehinderte zu markieren. Obwohl sie große Widerstände dagegen hat, wird dadurch institutionell eine Reihe an Praktiken in Gang gebracht, die sie als ›Lernbehinderte‹ adressieren. Durch ihre Platzierung wird dann auch die Adressierung wirksam für sie, und sie wendet diese auf sich an. Obwohl sie sich teils von den anderen in der Ausbildung abgrenzt, scheint sie sich der Macht der institutionellen Adressierung als ›Lernbehinderte‹ nicht entziehen zu können.

Dieses Beispiel zeigt auf, wie in den Prozessen der Erstellung von Diagnosen Ungleichheitserfahrungen tendenziell de-thematisiert und dafür andere Differenzkonstruktionen ins Zentrum gestellt bzw. auch neu konstruiert werden: In vielen Fällen wird deutlich, dass die jungen Menschen in Armut aufwachsen und ihre Eltern damit zu tun haben, um das materielle Überleben zu kämpfen. Dieses Aufwachsen in einem durch rassistische und klassistische Verhältnisse geprägten Raum beschreibt Songül Demirbas im Nachfrageteil des Interviews folgendermaßen:

S: weil das Dorf ist sehr klein ///aha/// also dort sind eigentlich alle draußen bis um zwölf oder so ///aha/// (.) ist voll das Ausländerdorf es sind Albaner Türken (.) ///aha/// und ja (.) halt (.) es ist so wie, es ist so ein u-förmiges Dorf,

I: Okay, also im Tal?

S: Genau ///aha/// (.) und im Tal sind alles Ausländer, ///aha/// (.) und oben sind alles Schweizer ((leicht lachend))

I: Echt

S: Ja ((leichtes lachen)) ///aha aha/// (.) ja oben ist es halt teurer (1) ///aha/// sind Häuser und so und ///aha/// unten sind alles Blöcke ///aha/// (2) ja (1) u:nd (.) also unten hat es auch Schweizer und oben bisschen Ausländer aber nicht so viel ///aha/// (.) ja ///aha/// (.) ähm (2) (E7; 295-310)

Im Modus der Beschreibung geht sie hier auf das Dorf ein, in dem sie aufgewachsen ist und konkretisiert dieses als »Ausländerdorf«. Das »ist voll das Ausländerdorf« verweist mit dem »voll« auf eine jugendsprachliche Ausdrucksweise, die ihrer Aussage verstärkend Nachdruck verleiht. Mit dem Begriff »Ausländer« knüpft sie hier an eine hegemoniale Einteilung an, bei der eine Trennung durch die Grenzziehung zwischen ›In- und Ausländern‹ markiert wird. In diesem Diskurs werden die beiden Gruppen bipolar konstruiert, wobei das ›Innen‹ eine homogene und vor allem unthematisierte, weil dominante Einheit der ›Inländer‹ bildet, der die Einheit der Anderen, der ›Ausländer‹, als abweichend von der Normalität gegenübergestellt wird. Die beiden von ihr exemplarisch thematisierten Nationalitäten, die in diesem Quartier wohnen, stellen zwei Gruppen dar, die in der Schweiz marginalisiert werden bzw. Gegenstand von Feindbildkonstruktionen sind.

Im weiteren Verlauf macht die Biographin deutlich, wie die räumliche Aufteilung in dem u-förmigen Dorf strukturiert wird durch ungleiches Einkommen entlang von natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeiten. So leben in der von ihr vorgenommenen Analyse der räumlichen Aufteilung oben im Dorf in bevorzugter Wohnlage in Häusern mehrheitlich Schweizer, die über gute Einkommensverhältnisse verfügen. Unten im Tal hingegen leben in Wohnblocks mehrheitlich Menschen, die als natio-ethno-kulturelle Andere markiert sind und die über weniger materielle Ressourcen verfügen. Das Aufwachsen von Songül Demirbas ist geprägt durch diese soziale Ungleichheit aufgrund rassistischer Verhältnisse, die sich in der räumlichen Struktur des Dorfes widerspiegelt, denn die Wohnlagen verweisen auf klassistische Verhältnisse. So trägt auch die räumliche Segregation dazu bei, Andere zu subjektivieren. In der räumlichen Einteilung, die Songül Demirbas hier beschreibt, erfährt sie eine Normalitätsordnung, bei der zum Ausdruck kommt, dass sie aufgrund ihrer Positionierung als Andere über weniger Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe verfügt. In ihren Ausführungen wird deutlich, dass sie die Verhältnisse reflektiert und damit auch die relative Armut, die sie bei sich und ihrer Familie wahrnimmt, mit gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen und damit verbundenen räumlichen Anordnungen rahmt.

Die Biographien verdeutlichen, wie eng verbunden mit den Positionierungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen das Aufwachsen in rassistisch und klassistisch geprägten Verhältnissen in der Schweiz ist (vgl. Mey 2015). Diese Verhältnisse spiegeln sich hier bei Songül Demirbas in der räumlichen Ordnung in ihrem Dorf wider. Im Übergang in die Jugendhilfe und im Prozess der Abklärung, welche Einrichtung für sie passend sei und für welche Herausforderungen sie Unterstüt-

zung brauche, scheint dies hingegen de-thematisiert zu bleiben, wenngleich auch im Hintergrund mitzuwirken. Hier dominiert eine personalisierende Ursachenbeschreibung, was sich darin zeigt, dass in den Prozessen der Abklärung – so wird dies in ihrer Erzählung präsentiert – sehr stark ihr Verhalten und auch die familiären Verhältnisse in den Fokus gerückt und als problematisch und abweichend markiert werden. So zeigen sich Deutungen, in denen ihre Familienverhältnisse – die Eltern haben sich getrennt und sie lebt mit ihrer Schwester bei der Mutter – als nicht geeignet bewertet werden und ein Obhutsentzug eingeleitet wird. Gleichzeitig wird Songül Demirbas mit dem Label der Verhaltensauffälligkeit in Schule und Jugendhilfe markiert. In diesem Prozess stehen die oben deutlich werdenden rassistischen und klassistischen Verhältnisse nicht im Fokus. Hervorgebracht werden in der Fallbearbeitung neue Kategorisierungen, wie die Zuschreibung von Verhaltensauffälligkeit oder aggressiven Verhaltensweisen. Die markierten Ausgrenzungsprozesse aufgrund von Rassismus und Klassismus sowie die Verteilung von Lebenschancen aufgrund von Zugehörigkeiten zu Gruppen, die ›oben‹ oder ›unten‹ wohnen, bleiben de-thematisiert. Vielmehr werden die Biographin und ihre Familie individuell als Problem konstruiert, die an diesem Problem arbeiten müssen, um wieder aus der Hilfe entlassen werden zu können.

Zusammenfassend kann fallübergreifend konstatiert werden, dass sich in den Erzählungen komplexe biographische Prozesse zeigen, in denen es zu schwierigen Konstellationen in den Familien gekommen ist. Im Kontakt mit der Jugendhilfe folgen dann institutionelle Abläufe, in deren Folge aus diesen komplexen Zusammenhängen individualisierende Diagnosen und Problemkonstruktionen erstellt werden. Mit dem Wechsel in die stationäre Jugendhilfe überlagern sich verschiedene Zuordnungsprozesse. In den unterschiedlichen Formen der Diagnostizierung und Abklärung werden die jungen Menschen und ihre Familien tendenziell individualisierend als Problem hervorgebracht. Diese Prozesse haben viel mit einer Fokussierung auf problematische Aspekte zu tun, mit denen auch eine Konstruktion als noch nicht oder nicht mehr ›normal‹ einhergeht, an der es zu arbeiten gilt bzw. die durch die stationäre Jugendhilfe an gängige Normalitätsvorstellungen angepasst werden sollen. Gleichzeitig sehen die jungen Menschen hier eine Möglichkeit der Verfügung über ihre Lebensbedingungen und einen Ansatzpunkt, um selbstwirksam eine Verbesserung ihrer Lebenslage erzielen zu können. Somit zeigt sich hier ein Doppelcharakter zwischen Ent-Normalisierung und Individualisierung von Problemen. Damit einher gehen Möglichkeiten der Verantwortungsübernahme für die Gestaltung der eigenen Biographie bzw. der Selbstführung (vgl. Foucault 1993) und ein Gefühl der Handlungsmacht und der Gestaltbarkeit des Lebens.

Unter subjektivierungstheoretischer Perspektive wird sichtbar, dass auch individualisierende Perspektiven Handlungsmacht verleihen, da sich dadurch eine Identitätsposition ergibt, die diskursive Anknüpfungsmöglichkeiten eröffnet. Sie

werden in die Position hineingerufen, in der sie oder Teile von ihnen als Problem markiert werden. Gleichzeitig können sie aber auch aus der Position sprechen und haben eine anerkannte Positionierung inne in Form einer anerkannten Diagnose und Problemkonstruktion. Die Macht der Normalisierung durch die stationäre Kinder- und Jugendhilfe unterwirft und bemächtigt die Jugendlichen und jungen Erwachsenen gleichzeitig, indem sie Erklärungsansätze bietet und den Zugang zu hegemonialen Wissensbeständen eröffnet und dadurch Erfahrungen ent-individualisiert.

8.1.4 Prozesse der Diagnoseerstellung – Machtvoll und mit Fokus auf Sicherheit und Kontrolle

Es zeigen sich in der Phase des Übergangs in die stationäre Jugendhilfe disziplinierende und kontrollierende institutionelle Praktiken. Dabei durchlaufen die Jugendlichen oftmals zunächst noch Einrichtungen wie Beobachtungsstationen oder Durchgangsheime. Diese Einrichtungstypen sind für einen zeitlich begrenzten Aufenthalt und von der Idee her für Kriseninterventionen und Fallabklärungen konzipiert (vgl. Messmer/Schnurr 2013, S. 233 ff.). Die jungen Menschen fühlen sich in diesen Prozessen der Abklärung sehr stark den institutionellen Abläufen unterworfen und in ihren Freiheiten eingeschränkt. In den Beschreibungen der Prozesse scheint es so, als ob sie nicht genau verstehen, auf welcher Grundlage sie nun eingeschätzt und abgeklärt werden. Vielmehr bekommen sie vermittelt, die disziplinierenden Maßnahmen aushalten zu müssen, um wieder möglichst schnell diese Orte, die sie in ihrer Freiheit einschränken, verlassen zu können. Gleichzeitig zeigt sich, dass mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe auch positive Veränderungen verbunden sein können, weil die jungen Menschen damit aus für sie problematischen Situationen in ihrer Familie herauskommen können. Doch auch in den Fällen, die die stationäre Jugendhilfe retrospektiv positiv bewerten, wird eine Kritik an der Anfangsphase in den abklärenden Institutionen sichtbar.

Sie beschreiben insbesondere Praktiken der Abklärung, die sie als Disziplinierung erleben. Dabei werden Verhaltensweisen von ihnen kontrolliert, die leicht überprüfbar sind, wie bspw. Drogenkonsum oder selbstverletzendes Verhalten. Die Formen der Kontrolle erinnern an das Prinzip des Ordnungshaltens, das Goffman im Zusammenhang mit Psychiatrien herausgearbeitet hat:

»Gute Behandlung kann vorgetäuscht werden, Ordnung nicht. Die am leichtesten geltend zu machenden Regeln, Vorschriften und Anordnungen sind solche, deren Einhaltung oder Mißachtung sichtbare Spuren hinterlassen, wie etwa Regeln über die Reinigung der Stationen, das Verschließen der Türen, den Genuss alkoholischer Getränke während der Dienstzeit, die Anwendung von Zwangsmitteln und dergleichen.« (Goffman 2009 [1969], S. 43)

Es lassen sich zahlreiche Beschreibungen von pädagogischen Praxen finden, die auf die Kontrolle von sichtbaren Spuren fokussiert sind und die Ordnung herstellen. So wird in den Interviews von Kontrollpraxen berichtet, wie z. B. Urinproben bei Verdacht auf Drogenkonsum, Nacktfilzen bei Verdacht auf selbstverletzendes Verhalten oder auch das Durchsuchen und Kontrollieren von Zimmern. Teilweise werden die Jugendlichen in diesen Phasen auch komplett von ihrem Umfeld getrennt und dürfen nicht mehr in die Schule gehen oder den Kontakt mit ihrer Familie oder Freund*innen pflegen. Auch Mobiltelefone werden ihnen abgenommen. Dies verweist auf eine kontrollierende und disziplinierende pädagogische Praxis, die auf Sichtbares und Messbares fokussiert, was aus der Perspektive von Goffman (2009) Bereiche institutioneller Praxis sind, die leichter nachzuweisen und nach außen legitimierbar sind.

Im Interview von Celina Schweizer wurde bereits auf die Praxis der Urinproben eingegangen, die bei ihr auch über die Phase der Beobachtungs- und Durchgangseinrichtungen hinaus durchgeführt wurden (vgl. Kap. 6.6). Bei Elif Yıldız zeigte sich, dass ihr zu Beginn der Hilfe mehr Freiheiten zugestanden wurden als den anderen Jugendlichen, die mit ihr in der Einrichtung waren (vgl. Kap. 5.7). Es werden hier offensichtlich auch Unterschiede zwischen den Jugendlichen konstruiert. Damit verbunden scheint es eine pädagogische Begründung für eine Praxis zu geben, wem wie viel Freiheit zugestanden wird bzw. wer besonders stark eingeschränkt werden muss. Eng verknüpft damit ist auch das Moment der Bestrafung. Marla Brunori beschreibt den Übergang in die stationäre Jugendhilfe als einschneidendes Erlebnis und als Freiheitsentzug:

M: ja dann hatte ich so Heimweh meine Mutter hat mich dann hinbegleitet und so dann (.) haben die erstmal die ganzen Sachen gefilzt, ich hatte ja keine Ahnung, ///mmh/// (.) das war für mich irgendwie fremd alles, ///mmh/// (.) dann musste ich eine Urinprobe abgeben, und dachte ich auch irgendwie ///mmh/// (.) wo bin ich hier gelandet im Knast oder so, ///mmh/// (.) und dann ähm (1) ja da musste meine Mutter gleich wieder gehen dann (1) hat man irgendwie überhau- auch da hat man gar kein Privatsphäre, die haben Schlüssel fürs Zimmer die (1) ///mmh/// kontrollieren irgendwie alles dann ich in neu in so einer Mädchengruppe drin keine Ahnung war (.) ///mmh/// komisch für mich/// mmh/// (1) äh:: da bin ich am selben Abend noch abgehauen (.) es ist ja keine Geschlossene das heißt die Haustür ///mmh/// war immer offen ///mmh/// (E6; 151-160)

Sie geht hier auf disziplinierende und kontrollierende Praxen ein, mit denen sie sich gleich zu Beginn in der stationären Jugendhilfe konfrontiert sieht. Sie bekommt vor diesem Hintergrund die Assoziation, in einem Gefängnis zu sein. Sie fühlt sich in ihrer Freiheit beschnitten, auch wenn die Einrichtung keine geschlossene Institution ist. Nicht einmal durch Weglaufen kann sie sich dem Zugriff der Einrichtung entziehen und muss diese Praxen, nachdem sie zurückgebracht wur-

de, gegen ihren Willen über sich ergehen lassen. Rückblickend beschreibt sie die Zeit als sehr belastend und beschämend:

M: ähm (1) ja dann gab es auch Nacktfilzen:: nach der Schule manchmal oder (.) sie haben die Taschen kontrolliert und (.) ja das ist schon so (1) ja das ist unangenehm ///mmh/// oder auch wenn die Urinproben genommen haben dann muss man ja das vor denen machen und das geht gar nicht weil ///mmh/// ich mei- me- ich meine ich war fünfzehn; ///mmh///(.) ja da will man da sowieso nicht dass man da irgendwie ///mmh/// da schließt man sich sowieso am liebsten im Badezimmer ///mmh/// ein; ///mmh///(.) und bei mir haben sie dann einfach angefangen nackt zu filzen ob ich mich geschnitten habe oder nicht und ///mmh///(.) ja wir hatten dann auch dort intern Betreuung mit mich mit einem Psychiater:r (2) ja und dann sind (.) die Mädchen waren da auch echt äh:: ja da sind Staubsauger rumgeflogen also wirklich das Übelste und ///mmh/// (1) und da ///mmh/// sind dann auch ein paar in die Geschlossene gekommen und die waren oft viel kleiner///mmh/// wie ich ///mmh///(.) ja das war schon emotional sehr ///mmh/// belastend (E6; 197-209)

Die Pädagog*innen werden von ihr hier unbestimmt als eine vollziehende Einheit der Disziplinierung beschrieben. Dabei hebt sie hervor, wie beschämend diese Akte für sie waren. Als Begründung für die Scham führt sie auch ihr damaliges Alter an, das sie als noch vulnerabler markiert und mit dem sie auf die Bedeutung von Privatsphäre im Badezimmer und hinsichtlich des eigenen Körpers hinweist. Mit diesen kontrollierenden Ansätzen in der Abklärung werden sie und ihr Körper dem Zugriff der Pädagog*innen gänzlich ausgesetzt. Aufgrund der selbstverständlichen Durchführung des Aktes durch die Institution wird sie als eine markiert, bei der es legitim ist, die Freiheit zu beschränken, weil sie abweichend von Normen ist, die diese Kontrolle notwendig machen. In ihrem Fall sind ihre körperlichen Praktiken des Ritzens die Begründung für die Notwendigkeit der Kontrolle. Sie führt auch institutionelle Hierarchien an, die hinsichtlich der Folgeplatzierung relevant werden und mit denen verschiedene Grade der Einschränkung von Freiheit einhergehen. In dieser Phase der Abklärung stehen eine Auswahl zwischen den möglichen Anschlussinstitutionen im Raum und auch die Frage, ob sie in die Psychiatrie oder die Jugendhilfe kommt. Somit sind mit dem Prozess des ›Ordnens‹, den sie hier beschreibt, auch folgenreiche Adressierungen verbunden, in denen die Adressat*innen sortiert werden aufgrund von Problemkonstruktionen. Dabei gibt es auch Differenzen innerhalb der Gruppe der Adressat*innen, und sie werden hierarchisiert.

Mit Bezug zu dem oben eingeführten Zitat von Goffman kann die These aufgestellt werden, dass es aus institutioneller Perspektive einfacher ist, auf der Grundlage von leicht überprüfbarer und erkennbaren Abweichungen wie ›hat Drogen im Urin‹ oder ›hat sich selbst verletzt‹ Diagnosen und dementsprechend auch Einschätzungen von Fällen vorzunehmen. Komplexe biographische Zusammenhänge herauszuarbeiten oder auch ein Einbezug der Adressat*innen im Prozess der Abklärung und Diagnoseerstellung erscheinen im Unterschied dazu schwieriger or-

ganisierbar. Die beschriebenen Formen der Fallabklärung zeigen, wie sich die Jugendhilfe Logiken der psychiatrischen oder medizinischen Diagnostik unterwirft.

Die Umgangsweisen der Jugendlichen mit diesen Erfahrungen sind unterschiedlich. Es wird aber deutlich, dass sie diese disziplinierende und kontrollierende Form der pädagogischen Arbeit kritisieren und aus ihrer aktuellen Positionierung heraus markieren, dass ihnen Unrecht widerfahren ist. In ihren Darstellungen zeigen sich Bemühungen auf einer oberflächlichen Ebene, den Anforderungen in den Diagnoseverfahren Genüge zu leisten. Sie versuchen herauszufinden, was von ihnen erwartet wird und strengen sich teilweise an, erwünschtes Verhalten zu zeigen, um Sanktionen zu umgehen. Diese Bemühungen und auch ihre Art der Darstellung der Diagnoseverfahren verweisen insgesamt auf Anstrengungen, dem ent-normalisierenden Sog dieser machtvollen Praxen zu entgehen. Gleichzeitig werden aber die Biograph*innen dadurch eingeschüchtert und in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt.

Die Jugendlichen befinden sich in den Prozessen der Diagnoseerstellung in einer Position, in der ihre widerständigen Praxen und Umgangsstrategien als Taktiken im Sinne von de Certeau verstanden werden können (vgl. de Certeau 1988, S. 23 ff.). In den Settings, in denen sie den institutionellen Prozessen und Abklärungen ausgesetzt sind, können sie einzig »mit den Ereignissen spielen, um ›günstige Gelegenheiten‹ daraus zu machen« (ebd., S. 23). Aus dieser institutionellen Praxis der Sortierung und Einteilung wird also als Umgangsstrategie taktisches, abwägendes Handeln sichtbar, um ein möglichst gutes Ergebnis erzielen zu können.

Die Adressierungen, die als Ergebnisse dieser kontrollierenden Abklärungspraxen entstehen, sind tendenziell mit verwerflichen Subjektpositionen verbunden. Neben unterschiedlichen Diagnosen bringt auch die Art der Anschluseinrichtung Unterschiede hinsichtlich der damit verbundenen Ent-Normalisierung mit sich. Es zeigt sich aus der Perspektive der Adressat*innen einerseits eine Differenzierung von stationären Jugendhilfeeinrichtungen hinsichtlich der Frage, ob diese eher einen geschlossenen Charakter haben oder auch Freiraum ermöglichen. Andererseits zeigt sich noch eine deutliche Hierarchie zwischen Institutionen der stationären Jugendhilfe und der Psychiatrie. Damit verbunden sind jeweils unterschiedliche Graduierungen von Ent-Normalisierung, die auf der Grundlage von Diagnoseverfahren legitimiert werden.

Songül Demirbas beschreibt, wie einschüchternd für sie die Anfangsphase in der stationären Jugendhilfe war:

S: und habe gedacht ja (...) vier Monate durchziehen nichts machen (...) damit ich von dort einfach so schnell wie möglich herauskomme ///mmh mmh/// (1) zum Beispiel eine ist dort glie- eingeliefert worden (...) dann ist sie aggressiv worden (...) un::d hat (...) umher geschlagen, und dann ist=sie in die Psychiatrie gekommen in Großstadt L ///mmh/// (1) und ich habe das mega heftig gefunden ///ja ja/// (...) also ich meine (...) sie hat einmal um sich

geschlagen, //ja// (.) @und dann kommt sie in die Psychiatrie in Großstadt L @ ich so scheiße (.) //aha// so oka::y ich muss mich mega zusammenreißen ich darf //aha// keine Aggressionen zeigen// (E7; 206-214)

Hier wird sichtbar, wie sie durch die Beobachtung der pädagogischen Sanktionsierungspraxis Taktiken entwickelt, um die Einrichtung schnell verlassen zu können und das möglichst unbeschadet. Dabei nimmt sie auch eine mögliche Einlieferung in die Psychiatrie als Szenario wahr, das bei abweichenden, aggressiven Verhaltensweisen droht. Hier wird auch die Macht der Institutionen sichtbar, die Jugendlichen zu sortieren und zu hierarchisieren, die auf sie stark einschüchternd wirkt. Vor dem Hintergrund der Drohkulisse versucht sie, ihre Verhaltensweisen der erwünschten Richtung anzupassen. Dadurch unterwirft sie sich vordergründig den gestellten Anforderungen an sie, um nicht gegen die institutionellen Logiken zu verstossen und sanktioniert zu werden.

Damit sind also die Gruppe der Adressat*innen in der institutionellen Abklärungsphase den Diagnose- und Untersuchungsprozessen und damit einhergehenden Problemkonstruktionen ausgesetzt. Neben der Frage, welche Institution die richtige ist, findet mit den Diagnoseprozessen und den damit einhergehenden Kategorisierungen auch die Anrufung von gesellschaftlichen Ordnungen zwischen Norm und Abweichung statt, mit denen die Jugendlichen adressiert werden.

Die Prozesse des Eingeordnet-Werdens sind folgenreich für ihren weiteren biographischen Verlauf und hinsichtlich ihrer Möglichkeiten für Freiheiten oder Einschränkungen. Dabei wird auch ein Anspruch der Institution zum Ausdruck gebracht, die Jugendlichen komplett zu erfassen, was zu einem Darstellungsdruck in allen Lebensbereichen führt, wie Liah Petrovic beschreibt:

L: also in der ///mmh/// Durchgangsstation ///mmh// (2) ///mmh mmh// (2) und (3) dort ist es ziemlich (.) heftig gewesen (1) weil ich alle meine (2) ich habe müssen (1) mich wie beweisen //ja// (.) zeigen //ja// was was ist man für einen Jugendlichen; (E8; 201-205)

Hier zeigt sich, dass es auf eine totalitäre und auch essenzialisierende Art darum geht darzustellen, was für ein Subjekt sie möglicherweise ist, der Bewertungsmaßstab hierfür aber in der Hand der Pädagog*innen in der Durchgangsstation liegt. So wie Liah Petrovic es hier beschreibt, entstehen Assoziationen zu einer Casting-Veranstaltung, in der es darauf ankommt, sich zu präsentieren und sichtbar zu machen und dafür bewertet zu werden. Die stationäre Jugendhilfe als Raum, in dem es gilt, sich zu beweisen und darzustellen, wird insbesondere am Anfang des Aufenthaltes dort von vielen Jugendlichen genutzt; dabei spielt auch für sie selbst der Vergleich zu den anderen Peers dort eine zentrale Rolle (vgl. Kap. 8.1.5).

Zusammenfassend zeigen die Rekonstruktionen, dass der Übergang in die stationäre Jugendhilfe mehrfach ambivalent ist, hier aber insbesondere starke Formen

der Disziplinierung und Kontrolle beschrieben werden sowie Formen der Unterwerfung unter institutionelle Prozesse, die die jungen Erwachsenen unter ‚Beobachtung² stellen. Hier zeigen sich auch Taktiken des Vermeidens von Fehlern, weil für die jungen Menschen spürbar wird, dass dies gravierende Folgen haben kann. Gleichzeitig ist erkennbar, wie hier durch machtvolle Diagnoseverfahren systematisch eine Ent-Normalisierung der Jugendlichen vollzogen wird und sie als ‚falsch‘ und ‚problematisch‘ konstruiert werden. Aus der Perspektive der Biograph*innen geht es dabei insbesondere um die Frage, *wie* problematisch sie sind. Es gibt offensichtlich auch in den Problemdeutungsprozessen der Professionellen der Sozialen Arbeit und den damit verbundenen Diagnosen Hierarchien in Bezug auf die damit verbundenen Effekte der Abweichungen von Normalität. Weiterhin wird auch deutlich, dass nicht alle Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe gleichermaßen als disziplinierend erlebt werden. So scheinen insbesondere mit dem Übergang in die Jugendhilfe und am Anfang der Hilfe in den Beobachtungs- und Durchgangseinrichtungen eine hohe Form der Disziplinierung, Kontrolle und Versuche der Unterwerfung unter Diagnosen stattzufinden.

8.1.5 (Ent-)Normalisierung auf Peer-Ebene

Im ‚Ringen um Normalität‘ und hinsichtlich der Erfahrungen von Ent-Normalisierung kommt der sozialen Ebene der Gleichaltrigen eine bedeutsame Rolle zu. Hier finden Vergleiche statt mit anderen Jugendlichen, und es werden Normalitätsordnungen ausgehandelt. Mit Bezug auf Butler wurde bereits diskutiert (vgl. Kap. 2.3), wie durch den Wunsch nach sozialer Anerkennung Unterwerfungen unter Normen stattfinden (vgl. Butler 2001, S. 25). So besteht eine grundsätzliche Abhängigkeit, von Anderen, in diesem Fall den Peers, angesprochen zu werden. Gleichzeitig ist dies aber mit der Frage verknüpft, mit welchen Adressierungen die Ansprache stattfindet. Ohne Andere und diskursive Ordnungen, mittels derer gewisse Subjektpositionen hervorgebracht werden, besteht in diesem Sinne keine Existenz.

In den Beschreibungen der Übergänge in die stationäre Jugendhilfe werden Auseinandersetzungen mit Differenzkonstruktionen sichtbar, die zur Konstruktion der Zielgruppe herangezogen werden. Hierbei kommt den anderen Peers in den Einrichtungen eine gewichtige Rolle zu. So werden die Jugendlichen und ihre Peers

2 Bereits in der Bezeichnung des Einrichtungstyps der ‚Beobachtungsstation‘ wird angedeutet, dass ein beobachtender Blick von außen auf die Adressat*innen gerichtet wird. Auf der Grundlage der dort durchgeführten Beobachtungen im Sinne von Diagnosen und Abklärungen und der Kontrolle von Körpern (bspw. mittels Nacktfilzen, Urinproben, Intelligenztest) werden auf eine expertokratisch dominierte Art und Weise Entscheidungsprozesse für weitere Unterstützungs- und Hilfsangebote der Kinder und Jugendlichen gefällt. In den vorliegenden Daten wird dabei nicht erkennbar, auf welche Art und Weise die Perspektive der Jugendlichen einbezogen wird.

in der stationären Jugendhilfe gerahmt durch eine Ordnung von Problemkonstruktionen der stationären Jugendhilfe und damit verbundenen Kategorisierungen, anhand derer sich die Jugendlichen positionieren oder positioniert werden und vor deren Hintergrund sie sich miteinander vergleichen und in Beziehung zueinander setzen.

Celina Schweizer (vgl. Kap. 6.6) beschreibt ein Spektrum der anderen Jugendlichen im Heim: »ja, (2) sind (1) ganz unterschiedlich Leute dort, (.) //mmh/// also von (.) schwerst drogenabhängig bis (.) ja, (1) Leute die auf den Strich gehen und so, (.) //mmh/// also so Jugendliche, (.)« (E9; 99-101). Verbunden mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe ist für sie eine neue Welt mit den anderen Jugendlichen, die sie als verwerflich konstruiert und von denen sie sich abgrenzt. Diese verwerflichen Subjektpositionen untermauert sie mit Beispielen, die vor dem Hintergrund von dominanten Normalitätsordnungen als abweichend gelten. Auch bei Nazar Sautin (vgl. Kap. 7) wird deutlich, dass er sich anfangs ebenfalls stark von den anderen Jugendlichen und den damit verbundenen Subjektpositionen abgrenzt. Er will den Sozialpädagog*innen beweisen, dass er anders ist als die Jugendlichen im Heim.

Diese Beispiele verweisen darauf, wie eng aus der Perspektive der Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit dem Aufenthalt in Institutionen der stationären Jugendhilfe verwerfliche Subjektpositionen verbunden sind. Diese als abweichend und problematisch markierten Positionierungen können in Verbindung gestellt werden mit der gesellschaftlichen Aufgabe von Hilfen zur Erziehung zur Normalisierung von Jugendlichen sowie deren Familien. Mit dem Wechsel in die stationäre Jugendhilfe findet ein Prozess der Auseinandersetzung mit der eigenen Selbst-Positionierung als Adressat*in statt. Im Moment der Verweigerung der Übernahme dieser Subjektpositionen, die als abweichend markiert werden, ist auch eine Aufwertung der eigenen Positionierung enthalten. Dies zeigt sich bspw. bei Elena Kägi, die sich in der folgenden Sequenz damit beschäftigt, dass es falsch war, sie in der stationären Jugendhilfeeinrichtung zu platzieren:

E: und das ist einfach unverhältnismäßig gewesen vor allem wenn wenn man ein ein Mädchen auf dem gymnasialen Niveau, (1) mit Ziel, (.) in eine Wohnguppe hineinsteckt wo wo wo wo Leute, sind wo irgendwie zum Beispiel auch vier Jahre jünger gewesen sind, (.) und (.) und einfach nicht in die Schule gehen weil sie einfach zu dumm sind dafür zu realisieren dass sie überhaupt die Schule haben müssen, (.) damit sie irgendetwas machen dürfen, ((hustet)) und dann noch bipolar sind und (.) ich weiß auch nicht was noch für psychische Störungen gehabt haben, (1) mich dorthin zu schicken (.) wirklich (.) obwohl ich eigentlich schon vorher mit Essgestörten (1) in einem (.) auf engstem Raum gelebt habe //mmh/// (.) also es wirklich (.) wahnsinnig (.) //mmh/// (1) ich kann nichts Gutes über=das Heim sagen (.) nichts (.) //mmh/// nichts (2) gar nichts (2) (E2; 428-437)

Elena Kägi nimmt hier eine Aufwertung von sich vor und bringt deutlich zum Ausdruck, dass sie in der Wohnguppe nicht richtig verortet ist als »Mädchen auf dem

gymnasialen Niveau«. Sie kategorisiert sich selbst auf eine distanzierende Art als bildungserfolgreich, konstruiert damit aber einen Gegenpol zu den Adressierungen und Einteilungen von den anderen Subjekten in der stationären Jugendhilfe. So stellt sie sich und ihren Bildungserfolg auf die eine Seite und konstruiert auf der anderen Seite die anderen als »zu dumm«, um in die Schule zu gehen, und als psychisch gestört. Dies verdeutlicht sie exemplarisch mit der Diagnose »bipolar« und unterstreicht, dass es noch viele weitere psychische Störungsbilder bei den anderen in der Einrichtung der stationären Jugendhilfe gibt. Weiterhin markiert sie das Alter als einen Unterschied zwischen sich und den anderen, womit sie ebenfalls ausdrückt, dass sie sich von der Institution und den aus ihrer Sicht dort vorhandenen Subjektpositionen abgrenzt. Als Konsequenz dieser Argumentation leitet sie ab, dass ihre Platzierung dort »unverhältnismäßig« ist.

In dieser Sequenz reproduziert sie ein negatives Bild von stationärer Jugendhilfe und den dort verorteten Peers und markiert diese als ›gestört‹. Dies begründet sie mit psychischen Störungen, die sie den anderen zuschreibt. Außerdem hebt sie hervor, dass die anderen Jugendlichen nicht den gesellschaftlichen Vorstellungen von Leistungsfähigkeit entsprechen. In der Folge wertet sie sich auf als eine, die dort eigentlich nicht hingehört. Indem sie also die Jugendhilfe als Ort für gestörte und nicht leistungsfähige Subjekte konstruiert, nimmt sie eine Ent-Normalisierung der Institution der stationären Jugendhilfe vor und proklamiert gleichzeitig für sich Normalität. In der Vehemenz, mit der sie hier auf diese Erfahrung eingeht, wird deutlich, dass sie sich durch den Übergang in die Institution in eine abweichende und ›gestörte‹ Subjektposition hineingerufen fühlt und sich davon stark distanziert. In ihrer Darstellung greift sie also auf Trennlinien von ›gestört‹ und ›nicht gestört‹ sowie ›bildungserfolgreich‹ und ›zu dumm für Schule‹ zurück und nimmt dadurch für sich Positionierungen in Anspruch, die in den damit verbundenen Diskursen die Norm repräsentieren. Als Effekt wertet sie sich durch den Vergleich mit den Peers auf. Sie bedient also die ent-normalisierenden Diskurse und Anrufungen zur Beschreibung der anderen Peers, um sich aufzuwerten und für sich selbst Normalität zu beanspruchen.

Marla Brunori beschreibt die Schule als einen heteronormativen Ort, an dem sie auf der Peer-Ebene Ausgrenzungen erfährt, weil sie lesbisch ist:

M: (1) ich hatte auch schlechte Erfahrungen in der Schule als ich mich das erste Mal geoutet habe und das war eine Katastrophe und //aha// (3) und [...] Die haben dann gesagt ja wir können nicht mehr mit dir in die Pause gehe::n weil äh die haben Angst fü- we- wir sind jetzt lesbi:sch und ///mmh mmh// (.) ich hatte dann auch richtig ///mmh// Angst ///mmh// auf die Mädchen zuzugehen ///mmh// weil die sonst denken ja ich ///mmh// will die heiraten oder /// ((@ja@))/// was weiß ich ja (E6; 638-651)

Hier wird deutlich, wie ihr auf dem Schulhof in der Pause von den anderen vermittelt wird, dass ihr sexuelles Begehrten nicht der Norm entspricht. Sie wird zu

einer gemacht, vor der die anderen »Angst« haben, da sich die anderen gleichaltrigen Mädchen durch den Kontakt mit ihr offensichtlich in ihrer Normalität bedroht sehen. Marla Brunori wird in der Folge mit ihrem sexuellen Begehrten für alle sichtbar gemacht und besondert. Gleichzeitig wird sie als bedrohlich konstruiert. So werden Machtordnungen umgedeutet, und Marla Brunori wird eine potenzielle Übergriffigkeit zugesprochen, vor der sich die anderen vordergründig und prophylaktisch schützen. In der Folge wird Marla Brunori ausgegrenzt. Dabei wird verdeckt, mit welchen Folgen und mit welcher Verletzbarkeit diese Grenzziehungen auf dem Pausenhof und ihre dementsprechende Subjektposition als Andere, als Nicht-Normale verbunden sind. Mit der Schule kommt neben der stationären Kinder- und Jugendhilfe noch eine weitere Institution in den Blick, in der Gruppen von Jugendlichen institutionell begleitet werden.

Diese erhöhte Verletzbarkeit aufgrund einer Subjektposition, die als ›sexuell abweichend‹ markiert ist, spielt auch bei Liah Petrovic in den Peerkontakten in der stationären Jugendhilfe eine Rolle. Liah Petrovic fühlt sich in der Mädchenwohngruppe am Anfang wegen ihrer sexuellen Orientierung nicht wohl:

L: (2) ganz am Anfang ist sch:vierig gewesen für mich weil die (.) alle gewusst haben (.) ich habe eine Freundin ///aha/// (.) und dann hat es zuerst so (1) hmm (.) so Spannungen gegeben, ///okay/// (.) wegen dem obwohl ich (.) niemandem irgendwie etwas gemacht habe, ///aha/// (2) bis die mich dann halt kennengelernt haben ///ja///ja: ///aha aha/// (.) und dann ist (.) alles gut gewesen (.) (E8; 272-278)

Die Biographin nennt »Spannungen« im Übergang in die Wohngruppe der stationären Jugendhilfe, weil sie eine lesbische Beziehung hat und dies den anderen Mädchen bekannt wird. Aufgrund ihrer Beziehung zu einer Frau macht sie Ausgrenzungserfahrungen, die allerdings, wie sie an einer anderen Stelle beschreibt, sehr subtil gewesen seien:

L: Ah das sind so (.) die all die Sachen wo eben (2) nicht so offensichtlich sind (.) //ja (.) ja ja/// das sind so Blick, das sind so (.) ((pff)) und äh (.) //ja/// wie halt //ja/// Mädchen ///ja/// sind //ja ja (.) ja ja/// (.) das ist //ja ja/// (.) das ist alles so hinten rum [hinten dura] (.) //aha/// zwischen den Zeilen ///aha (.) aha/// (1) ich habe aber nie ein Problem gehabt mit dem (.) (E8; 952-956)

Auffallend in dieser Darstellung ist auch, dass sie unterstreicht, dass sie mit den subtilen Praxen der Besonderung aber »nie ein Problem gehabt« habe. Dies kann auch darauf hin deuten, dass die Erfahrungen für sie alltäglich sind und sie damit einen Umgang entwickelt hat oder auf die Strategie, die eigene Verletzbarkeit zu verdecken. Sichtbar ist, dass zu Beginn in der stationären Jugendhilfe ihre selbstverständliche Zugehörigkeit infrage gestellt wird. Erfahrungen der Ausgrenzung aufgrund des sexuellen Begehrten werden in unterschiedlichen Kontexten als nicht normal konstruiert. Es werden Adressierungen und Ausgrenzungen in den gesell-

schaftlichen Institutionen der Jugendhilfe und Schule gemacht, die die Normalität aufgrund der sexuellen Orientierung infrage stellen und Zugehörigkeiten zu den anderen Peers zumindest in der Anfangsphase erschweren.

Verschiedene Dominanz- und Unterdrückungsordnungen überlagern sich hier in den Institutionen Schule und stationäre Jugendhilfe, wobei die Ebene der Peers aus der Perspektive der jungen Menschen bei der Reproduktion dieser Ordnungen eine zentrale Rolle spielt. Bettina Kleiner (2015) hat die schulischen Differenzierfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans* Jugendlicher untersucht. Sie verweist auf die Verbindung von direkten verletzenden Anrufungen durch andere Schüler*innen mit der fehlenden Anerkennung von LGBT*Q³-Lebensweisen in der Institution der Schule (vgl. Kleiner 2015, S. 327 ff.). Somit weisen also die Praxen der Jugendlichen immer auf Normalitätsordnungen hin, auf die sich die Peers in ihren verletzenden Anrufungen berufen. So ist es notwendig zu markieren, dass es verkürzt wäre, die beschriebenen Praxen isoliert zu betrachten und die Ebene der Peers als den Ort zu markieren, an dem diese Ausgrenzungen entstehen. Vielmehr greifen die Biograph*innen und ihre Peers auf hegemoniale Normalitätsvorstellungen zurück, wobei Prozesse des Positioniert-Werdens und des Sich-selbst-Positionierens stattfinden.

Interessant ist auch die Möglichkeit des normalisierenden gemeinsamen Umgangs mit Erfahrungen von Andersheit. So beschreibt Elif Yıldız, dass sie und andere Mädchen in der Wohngruppe die Erfahrungen von häuslicher Gewalt teilen und einen Umgang entwickeln, der diese Erfahrungen umdeutet:

E: Ähm (1) das si- (.) eben sind dann im Storchi die Mädchen gewesen wo ähnliche Geschichte ähm erlebt haben, //ja ja/// dort ist (.) ähm (2) eben wo ich eingetreten bin ist (.) keines von dem Mädchen dort gewesen weil sie ähm (.) hat ähm weil sie irgendwie:: Scheiße gebaut hat und dann von zu Hause hat weggehen müssen ///mmh/// oder in ein anderen Kanton ///mmh/// oder ///mmh/// so=sondern sind (.) ähm alles Mädchen gewesen wo (2) eben äh so häusliche Gewalt erlebt haben ///mmh/// wegen dem, ähm (.) gegangen sind; so: (.) ///mmh mmh/// dort habe ich mich sehr ähm ja natürlich ///mmh/// (.) ///ja/// ähm so ///mmh/// (3) aufgehoben gefühlt, ///ja mmh ja/// (1) wir haben dann irgendwann also ich und Lilianna (3) ähm (.) so wenn wir zusammengehockt sind oder so und die eine hat irgend etwas Blödes gesagt un=dann die andere hat gesagt, ja halt die Fresse sonst hole ich deinen Vater und sag ihm er solle seinen Gürtel (.) hervor nehmen od-weißt du Sachen ///mmh/// wo: ja, ///mmh/// und dann ///mmh/// hat die andere mega gelacht und so und gefunden ja ///mmh/// ich hole deinen Vater auch gerade, ///mmh/// und ja das hast du dann so ///mmh/// (.) eben ich habe nicht die ganze Zeit Mitleid wollen

3 Mit der Abkürzung LGBT*Q (Lesbian, Gay, Bisexual, Trans* and Questioning) fasst Kleiner Menschen, die in Bezug auf ihr Geschlecht und/oder ihr Begehrten nicht in binären Ordnungen leben und sich als suchend oder fragend verstehen. Da in ihrem Zugang Inter*Jugendliche nicht beinhaltet waren, fehlt das »l« in der Aufzählung (vgl. Kleiner 2015, S. 15 f.).

oder so ///mmh/// oh-oh-oh ///mmh/// sondern es ist dann auch einmal ///ja///(.) so sich über alles lustig machen egal ///ja/// wie schlimm das es ist, ///ja/// es mildert trotzdem irgendwie ///ja/// das hat ähm(.) das hat ///ja/// ähm(.) das hat auch(.) das tut jetzt auch noch gut, so; ///mmh mmh mmh/// (1) mmh (3) (E1; 851-868)

In diesem Beispiel zeigen sich Erfahrungen von Solidarität, die auf dem gemeinsamen Erfahrungshintergrund basiert, den Elif Yıldız mit einem anderen Mädchen in der Wohngruppe teilt. Hier gehen sie mit den geteilten Erfahrungen von Gewalt durch die Väter ironisierend um und re-inszenieren diese in einem anderen Kontext bzw. in einen Raum für Solidarität hinsichtlich der ähnlichen schmerzvollen Erfahrung. Dies verdeutlicht, dass es kontextabhängig auch möglich ist, die Adressierungen als Opfer und als bemitleidenswertes Subjekt offensiv umzudrehen. Sie deuten ihre schmerzhaften Erfahrungen in der spielerischen Re-Inszenierung um und nehmen für den Moment deren Schwere. In diesem solidarischen Raum ironisieren sie auch die Reaktionen von anderen auf ihre Gewalterfahrungen, mit denen sie sich erneut zum Opfer gemacht und als bemitleidenswerte Subjekte markiert fühlen. Hier entwickeln die jungen Frauen also einen Raum, in dem sie die Verhältnisse umdrehen, umdeuten und sich dadurch Handlungsmacht eröffnen, selbst zu entscheiden, wie die Erfahrungen von Gewalt gedeutet werden können und was das mit ihrer Subjektposition zu tun hat.

Normalitätskonstruktionen sind immer kontextabhängig zu verstehen, sodass es möglich ist, Räume zu konstruieren, in denen Gegenhorizonte zu sonstigen Ausgrenzungserfahrungen vor dem Hintergrund hegemonialer Ordnungen gemeinsam konstruiert werden können. So gelingt es hier den Freund*innen in der Situation, die Machtverhältnisse zu verändern. Gleichwohl sind diese aber nicht unabhängig von Diskursen, die Hilfeempfänger*innen und junge Frauen mit Gewalterfahrungen als Opfer konstruieren. So führen Erfahrungen der Ent-Normalisierung auf Peer-Ebene auch dazu, sich in anderen Peerkontexten einen Raum zu schaffen, in dem gemeinsam offensiv eine Antwort auf die Erfahrung gesucht wird, als Nicht-Normale adressiert zu sein. Dies verdeutlicht, dass Ent-Normalisierung und Normalisierung auf der Peer-Ebene kontextabhängig und situativ sind und somit auch dominante Normalitätsordnungen situativ verändert werden können. Zudem wird darin deutlich, dass die stationäre Jugendhilfe in dieser Hinsicht auch einen Möglichkeitsraum darstellt: Neben den Erfahrungen der Ent-Normalisierung in der Folge der Konstruktionen des Hilfebedarfes kann in der stationären Jugendhilfe auch ein Raum für andere Erfahrungen eröffnet werden, der die biographische Bearbeitung von Gewalterfahrungen ermöglicht.

8.1.6 Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe als Abweichung von der Norm des Aufwachsens in einer (Norm-)Familie

Ein Aspekt der Ent-Normalisierung mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe wird auch durch die Dominanz von Vorstellungen des Aufwachsens in einer sogenannten ›Normalfamilie‹ hervorgebracht. So können die Debatten über Familie in der Kinder- und Jugendhilfe nicht losgelöst von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen von Familie gedacht werden. Vor deren Hintergrund werden gewisse Familienkonstellationen oder auch Alltagspraxen von Familien als abweichend markiert. Auf der Grundlage dieser Markierungen von Abweichungen werden Begründungen für sozialpädagogische Interventionen konstruiert. Groenemeyer weist im Zusammenhang mit seinem Konzept des ›Doing Social Problems‹ darauf hin, dass die Problematisierung von Familien vor dem Hintergrund von normativen Familienbildern, die von »Ideen von Liebe, Sicherheit und Geborgenheit« (Groenemeyer 2010, S. 25) geprägt sind, nur dann gelingt, wenn betroffene Familien als nicht funktionierend konstruiert werden. Diese Problematisierung wird dann immer nur auf einzelne Familien angewandt; gleichzeitig wird das positiv konnotierte Familienbild dadurch nicht infrage gestellt.

Stationäre Kinder- und Jugendhilfe hat den Auftrag, ein Aufwachsen von Kindern in öffentlicher Verantwortung zu ermöglichen, wenn dies im Kontext der Familie aus unterschiedlichen Gründen nicht gewährleistet werden kann. In wohlfahrtsstaatlichen Regimes wird das Zusammenspiel von Familie, Markt und Staat geregelt. Hierbei kann für die Schweiz konstatiert werden, dass konservative Familienideologien die Familienpolitik und professionelle Interventionen leiten. Familie bekommt daher im wohlfahrtsstaatlichen Zusammenspiel eine hohe Autonomie zugesprochen bei gleichzeitiger hoher Verantwortungsübertragung und wenig staatlicher Unterstützung (vgl. Gabriel et al. 2013, S. 220).

Die Normalfamilie wird im Kontext der aktuellen Dominanzgesellschaft verstanden »als bürgerlich, weiß, heterosexuell, gesund und leistungsfähig konzipierte und naturalisierte Kernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, Kind[ern]« (Riegel/Stauber 2018, S. 39). Als Folge dieser dominanten Vorstellung von Familie werden viele Familienformen als Abweichung davon unterschieden, wie bspw. nicht verheiratete Lebensgemeinschaften, ›Patchworkfamilien‹, queere Familien, soziale Formen von Elternschaft oder Ein-Eltern-Familien (vgl. Oelkers 2012, S. 139). Auch Familien mit Migrationsgeschichte sind hierbei mit ambivalenten Bildern konfrontiert und erfahren entlang kulturalisierender Adressierungen Abwertungen (vgl. Chamakayil 2015). Insgesamt wird deutlich, dass sich das Reden über Familie immer vor dem Hintergrund zahlreicher normativer Folien vollzieht. Karl Lenz weist darauf hin, dass der Familienbegriff ein »Allerweltsbegriff mit hohem Aufklärungsbedarf« (Lenz 2016, S. 166) sei. Dies führt er darauf zurück, dass der Begriff der Familie schnell eine stark normative Dimension beinhaltet und gleichzeitig auf ei-

ne historische Vorstellung eines bürgerlichen Familienmodells rekurriert, auf das auch der Begriff Familie zurückgeht (vgl. ebd.).

In den hier untersuchten Biographien ist auffallend, dass in vielerlei Hinsicht eine Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte stattfindet und die Jugendlichen und jungen Erwachsenen sich dabei ganz unterschiedlich zu hegemonialen Familienbildern in Bezug setzen. Vor dem Hintergrund, dass sie oftmals schmerzhafte Erfahrungen in ihren Familienkontexten gemacht haben, ist auch auffällig, dass sie dennoch stark Aspekte ihrer Familiengeschichte hervorheben, die diesen dominanten Vorstellungen von Normalität entsprechen. Gleichzeitig zeigt sich in ihrem Reden über die eigenen Zukunftsentwürfe ein Bild von Familie, das sehr stark an Vorstellungen der oben dargestellten Normalfamilie orientiert ist. Diese Praxen der Normalisierung der eigenen Familiengeschichte und der deutlich werdenden Normalitätskonstruktionen von Familie werden im Folgenden nochmals auf empirischer Grundlage diskutiert. Dabei wird dargestellt, mit welchen Ambivalenzen die eigenen Erfahrungen von Familie und das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe verbunden sind.

Marla Brunori setzt sich in ihrem Interview stark mit normativen Bildern von Familie auseinander. Sie hielt sich in ihrer Jugend viel bei ihrer Schwester und deren neu gegründeter Familie auf, weil sie sich zu Hause mit ihrer Mutter nicht so wohlfühlte. In ihren Reflexionen über ihre Beziehung zu ihrer Schwester und deren Familie konstruiert sie diese als Idealfamilie:

M: mit meiner große- (.) Schwester hatte ich eigentlich immer ein gutes Verhältnis, die hat auch (.) vier Kinder //mmh// (.) ich war da oft Babysitten war oft bei ihr das war so (.) ja das war für mich so die Bilderbuchfamilie und (.) ich habe mich da eigentlich immer wohlgeföhlt (1) ich war viel da habe auch viel dort übernachtet und so (1) (E6; 107-110)

Zum einen wird hier deutlich, dass ihre Schwester und die Beziehung zu ihr eine Ressource für sie sind, zum anderen konstruiert sie die Familie ihrer Schwester als »*Bilderbuchfamilie*«. Dies verweist als Begriff auf eine idealisierte Vorstellung von Familie. Für sie geht damit einher, dass sie sich auf einer emotionalen Ebene gut aufgehoben fühlt und sich dort gerne aufhält. Was diese »*Bilderbuchfamilie*« für sie auszeichnet, führt sie auf Nachfrage noch weiter aus:

M: Ja ich meine die haben ein Haus, ich meine sie haben die vier Kinde:r da ha- da wurde immer zusammen am Tische gegessen:: der Vater war dann irgendwann mal zurück von der Arbeit und (.) meine Schwester immer zu Hause:: (E6; 560-562)

In dieser Beschreibung zeigen sich normative Bilder eines bürgerlichen, heteronormativen Familienmodells, bei dem eine klassische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern besteht und die Frau für die Kinder zu Hause und den Haushalt zuständig ist, der Mann hingegen der Erwerbsarbeit nachgeht. Mit der Eröffnung der Sequenz über den Raum der Familie – »*die haben ein Haus*« – wird die idealisier-

te Familie damit zugleich auch in einen klaren Klassenkontext gesetzt. Am Ende des Tages treffen sich alle Personen der Kernfamilie zum gemeinsamen Abendessen. Der Verweis darauf, dass »*immer zusammen am Tische gegessen*:« wird, markiert auch, dass eine Kultur des gemeinsamen Essens zelebriert wird, was an eine von bürgerlichen Idealen geprägte Familienkultur erinnert.

Ihr Aufwachsen am Ort ihrer Herkunftsfamilie hingegen ist geprägt durch die Trennung ihrer Eltern, als sie sieben Jahre alt ist. Sie und ihre jüngere Schwester bleiben bei ihrer Mutter. In ihrer Darstellung der Trennung und der Entscheidung über das Sorgerecht wird ein parentifizierendes Sprechen von Marla Brunori deutlich:

M: wir mussten dann auch mitentscheiden ums Sorgerecht was recht schwierig war wenn (...) ja da kommt man nicht so draus und dann //mmh/// (...) die Mama sagt das der Papa sagt das und da wird das immer so ein bisschen (...) ja //mmh/// (...) man will irgendwie keinen von beiden vernachlässigen: und //mmh/// (1) ja für Mama war (...) M-Mama war für mich immer so ein bisschen die Schwächere, //mmh/// (...) weil sie hat halt immer viel geweint und (...) so au- vom Äußerlichen her war sie halt die Schwächere für mich (1) und ähm (1) ja dann sind wir mit Mama geblieben ich und meine kleine Schwester durften aber jedes Wochenende zum Papa (E6; 61-68)

Der Begriff »*vernachlässigen*«, den sie hier in Bezug auf ihren Wunsch formuliert, dass sie und ihre Schwester beiden Elternteilen gleichermaßen gerecht werden wollen, wird oft im Zusammenhang mit Kindeswohlgefährdung benutzt, wobei auf die Verantwortung der Eltern für die Kinder verwiesen wird und nicht umgekehrt. In der Kombination des Begriffes »*vernachlässigen*« und der Bezeichnung ihrer Mutter als »*so ein bisschen die Schwächere*« konstruiert sie ihre Mutter als unterstützungsbedürftig. Dies verweist darauf, dass sich ihre Erfahrungen von Familie mit ihren Eltern offensichtlich stark vom idealisierten Bild der Familie ihrer Schwester unterscheiden. Vor dem Hintergrund dieser normativen Folie werden für Marla Brunori ihre eigenen Erfahrungen der Trennung ihrer Eltern und des Aufwachsens in einer »Ein-Elter-Familie« (Lenz 2016, S. 170) abweichend. Interessanterweise wird in ihrem impliziten Vergleich der Familie ihrer Schwester mit der eigenen Herkunftsfamilie deutlich, dass sie ihre ältere Schwester aus der Kernfamilie ausgelagert. So zeigt sich, wie normative Vorstellungen von Familie dazu führen, dass die eigenen Erfahrungen als abweichend erlebt werden.

Im Interview wird eine starke Sehnsucht nach Normalität von Familie sichtbar, die bei Marla Brunori viel mit kleinbürgerlichen Familienkonstruktionen zu tun hat. Dies führt bei ihr dazu, dass sie trotz der Belastungen in ihrer Familie mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe den Wunsch entwickelt, zurück nach Hause zu ihrer Mutter zu wollen. Auch wenn sie rückblickend die Zeit in der Jugendhilfe letztendlich als positiv bewertet, begleitet sie während ihrer Platzierung dort eine große Sehnsucht nach dem Aufwachsen im Kontext ihrer Familie, was

für sie beschränkt auf ihre Eltern ist. Interessant ist, dass sie im Interview dieses Bild einer heterosexuellen Kleinfamilie nicht hinterfragt, obwohl sie selbst in einer Beziehung mit einer Frau lebt und in dieser Hinsicht nicht der heteronormativen Norm entspricht.

Normalitätsvorstellungen von Familie sind in den biographischen Konstruktionen der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Heimerfahrungen relevant, und die Orientierung an hegemonialen Familienbildern führt dazu, dass ihre eigenen konkreten Familienerfahrungen diesen nicht entsprechen. Gleichzeitig werden Anstrengungen der Biograph*innen sichtbar, in denen sie ihre eigenen Familienerfahrungen normalisieren. So zeigen sich auf der einen Seite Ambivalenzen hinsichtlich belastender Beziehungskonstellationen in der Familie, Verletzungen, Gewalterfahrungen oder auch der Notwendigkeit der frühen Verantwortungsübernahme für Geschwister oder Elternteile und auf der anderen Seite Versuche, hierfür Erklärungen zu geben. Mit diesen Erklärungsversuchen von verletzenden Erfahrungen, die die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit relevanten Personen oder in ihrer Familie gemacht haben, scheinen die Biograph*innen ihre Familienerfahrungen zu normalisieren. So wird bspw. im Fall von Elif Yıldız sichtbar, dass sie die autoritäre Form des Auftretens des Jugendamtes gegenüber ihren Eltern auch kritisch bewertet (vgl. Kap. 5.6). Auch in anderen Fällen wirkt es so, dass die jungen Menschen mehrheitlich darum bemüht sind, einer zu starken Kritik an ihren Eltern aufgrund ihrer Erzählungen entgegenzuwirken und diese in Schutz zu nehmen für das, was passiert ist. Damit verbunden ist auch, dass sich eine starke Verantwortungsübernahme der Jugendlichen und jungen Erwachsenen zeigt für das, was ihnen widerfahren ist. In der Bearbeitung ihrer Biographie scheinen sie stark darum bemüht, an den Problemkonstruktionen, die auf sie mittels Diagnosen angewandt werden, zu arbeiten und gleichzeitig die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, zu erklären und damit sich selbst zu normalisieren.

Interessant in den Beschäftigungen mit ihren Familien ist, dass hierbei Normalitätsvorstellungen von Mütterlichkeit eine bedeutsame Rolle spielen in Bezug auf Begründungen für Übergänge in die stationäre Jugendhilfe. Diese Normalitätsvorstellungen sind verknüpft mit heteronormativen Familienmodellen, in denen Mütter für Sorgearbeit zuständig sind. So führt Celina Schweizer ihre abwesende Mutter an als Begründung dafür, dass sie früh viel Verantwortung übernehmen musste (vgl. Kap. 6.5). Implizit wird hier also ein hegemoniales Norm-Familienbild angeführt und damit auf eine Normalitätsvorstellung von Familie rekurriert, von der sich das eigene Aufwachsen unterscheidet. Ihr Vater ist zu der Zeit nicht mehr in der Familie, und sie scheint keine Erwartungen an ihn zu haben, was Sorgearbeit anbelangt. Auf einer normativen Ebene und untermauert durch Gesetze sind Eltern für die Beaufsichtigung und Erziehung ihrer minderjährigen Kinder verantwortlich. Normalitätskonstruktionen von Mütterlichkeit in heterosexuellen Paarbeziehungen übertragen die Verantwortung für Carework insbesondere der Mut-

ter. Vor diesem Hintergrund wirkt die Darstellung der wenig präsenten Mutter als Abweichung, und es erscheint begründungsbedürftig, warum sie diese Rolle nicht einnimmt.

Durch ihre Art der Darstellung, in der ihre Mutter offensichtlich ihrer normativen Rolle als sorgende und für ihre Kinder anwesende Bezugs- und Betreuungsperson nicht gerecht wird, entsteht Raum für Kritik an der Mutter. Die implizite Kritik an ihrer Mutter wird durch die Konstruktionsweise an die Zuhörer*innen ihrer Geschichte übertragen. In ihrer Erzählung – auch über die Sequenz hinausgehend – zeigt sich eine Inszenierung von Ungerechtigkeit als Stilmittel. Es scheint so, dass sie durch diese Art der Darstellung Einfluss auf die Lesarten nimmt, die sich aus der Rezeption ihrer Geschichte ergeben. Dominante Folien von Normalfamilien spielen somit eine bedeutsame Rolle in der Konstruktion der Biographie von Celina Schweizer und werden von ihr als implizite Hintergrundfolie zur Kritik an ihrer Mutter herangezogen.

Weiterhin spielt der Vergleich zwischen dem Ort der stationären Jugendhilfe und dem Wohnen an diesem Ort im Unterschied zum Wohnen in einer Familie eine Rolle in den Biographien (vgl. hierzu auch vertieft Mangold/Rein 2017). In diesen Vergleichen sind Emotionen in Bezug auf den Ort des Wohnens relevant, wie bei Songül Demirbas sichtbar wird:

S: also ich habe mich jetzt nicht wie daheim gefühlt (.) weil es ist kein Zuhause aber (1) aber ich habe mich doch (.) also ich habe an einem sicheren Platz gefühlt, und auch wohlgefühlt (.) das schon (1) also ich habe gewusst wenn ich dort bin dann (1) ähm (.) habe ich eine gute Unterstützung und ich habe jemand hinter meinem Rücken; (2) (E7; 181-185)

Hier findet eine klare Differenzierung zwischen ›wohlfühlen‹ und ›Zuhause‹ statt. Mit Zuhause verbindet Songül mehr als das, was sie in der stationären Jugendhilfe erlebt, obwohl sie diese als »sicherer Platz« wahrnimmt und sich dort offensichtlich wohlfühlt. Hier scheint es so, dass vor dem Hintergrund von normativen Ordnungen, also trotz der Sicherheit und eines Gefühls des Wohlfühlens, immer auch etwas für sie in der stationären Jugendhilfe fehlt.

Auch Liah Petrovic beschreibt das Wohnen in einer Wohngruppe in der stationären Jugendhilfe mit dem Gefühl des Wohlfühlens und hebt die Beziehungsdimension zu den Pädagog*innen hervor:

L: (.) und dann ist (.) alles gut gewesen (.) (2) und die (.) Sozis dort sind so wie (.) Familie geworden (.) für mich (2) sie haben sich ja immer abgewechselt im Dienst und es hat auch immer jemand dort geschlafen und so und das ist (.) ich habe mich einfach nur wohlgefühlt (E8; 276-279)

Liah Petrovic stellt evaluativ fest, dass sie sich wohlgefühlt habe in der Einrichtung der stationären Jugendhilfe. Diese emotionale Dimension bringt sie hier in

Zusammenhang mit den Sozialpädagog*innen, die sie als »*Sozis*« bezeichnet, was eine gewisse Vertrautheit durch die Abkürzung zum Ausdruck bringt. Gleichzeitig kann diese liebevolle Art der Benennung der Berufsgruppe auch als Widerständigkeit gegenüber einer professionell distanzierenden Beziehung gelesen werden. In der Konstruktion der »*Sozis*« als »so wie (...) Familie« zeigt sich, dass auch hier das Konzept von Familie als Referenzrahmen herangezogen wird. Gleichzeitig wird in Bezug auf die stationäre Jugendhilfe deutlich, dass diese Familie als Ort des Aufwachsens aber nicht ganz imitiert werden kann, sondern nur so ähnlich. Diese Ambivalenz zeigt sich auch in der Hervorhebung, dass sich die Sozialpädagog*innen dort mit dem Dienst abgewechselt haben, was darauf verweist, dass diese dort in einer professionell arbeitsteiligen Organisationsform ihrer Lohnarbeit nachgehen. Trotz dieser Widersprüchlichkeiten spricht sie ihnen aber dahingehend die Qualität einer Familie zu, als dass sie sich wohlfühlt am Ort der stationären Jugendhilfe. Hieran zeigt sich, dass Vorstellungen von Norm-Familien in der stationären Jugendhilfe als Vergleichshorizont relevant sind.

Diese biographischen Erfahrungen können auf das Spannungsfeld der stationären Jugendhilfe zurückgeführt werden zwischen öffentlicher Verantwortung und Privatheit. So ist das Aufwachsen von Kindern auf einer normativen Ebene und vor dem Hintergrund bürgerlicher Vorstellungen von Kindheit im Privaten verortet, was stark in Abgrenzung zum Öffentlichen konstruiert wird (vgl. Eßer 2013, S. 164). Gleichzeitig wird zunehmend eine Familialisierung von Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe sichtbar. Damit ist eine Ausrichtung der Angebote am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie gemeint, das in diesem Sinne als ideale Situation des Aufwachsens für Kinder und Jugendliche konzeptualisiert wird (vgl. ebd.). Hier zeigt sich aus biographischer Perspektive, dass das Spannungsfeld nur zum Teil auflösbar ist und dies zu Ambivalenzen führen kann.

8.1.7 Zwischenfazit

Erfahrungen und Prozesse der Ent-Normalisierung werden in den Biographien der vorliegenden Untersuchung in verschiedenen Bereichen sichtbar. Die Bereiche sind verknüpft mit Macht- und Differenzordnungen. In den Biographien werden hierbei auch Prozesse deutlich, mit denen Erfahrungen der Ent-Normalisierung in verschiedenen Phasen oder Kontexten miteinander in Verbindung stehen. So zeigen sich bspw. Erfahrungen, dass das Aufwachsen in prekären Verhältnissen oder die eigene Familiengeschichte als nicht normal und abweichend markiert werden und dies dann zum Übergang in die Jugendhilfe führt, womit auch wiederum Erfahrungen der Ent-Normalisierung verbunden sind. Hegemoniale Normalitätsordnungen können kontextabhängig zu Auf- oder Abwertungen führen und werden auch situativ von den Jugendlichen und jungen Erwachsenen verändert.

In den Übergängen in die stationäre Jugendhilfe werden übergreifend Erfahrungen der Ent-Normalisierung im Zuge der Prozesse deutlich, in denen die jungen Menschen zu Adressat*innen von Hilfe (gemacht) werden. Diese Formen der Ent-Normalisierung hängen auch mit der wohlfahrtsstaatlichen Funktion von stationärer Jugendhilfe zusammen. So werden Angebote und die damit verbundenen Interventionen auf der Grundlage von Norm-Abweichungen bei den Jugendlichen selbst oder ihrer Familie begründet. In diesem Sinne werden durch stationäre Jugendhilfe soziale Probleme im Kontext des familiären Aufwachsens als Anlass für die Intervention herangezogen. Dadurch sind also die herausgearbeiteten Prozesse der Ent-Normalisierung fest mit der Logik des Unterstützungsangebotes verknüpft. Aus biographischer Sicht zeigt sich dabei, dass zum Teil Erfahrungen des Nicht-selbstverständlich-Dazugehörens, des Andersseins, des Problematisch-Seins in der Folge von institutionellen Adressierungen gemacht werden. Somit werden vielfältige Subjektpositionen des Nicht-normal-Seins nahegelegt. Gleichzeitig wird dabei deutlich, dass mit den institutionellen Erfahrungen der Ent-Normalisierung Möglichkeiten der Handlungsfähigkeit verbunden sind und diese zum Teil auch als eine Form der Bemächtigung genutzt werden können.

Im Folgenden wird nun explizit auf verschiedene Formen und Strategien der Selbst-Normalisierung in den untersuchten Biographien eingegangen. Dabei ist die These, dass gerade durch die Erfahrungen des Nicht-selbstverständlich-als->normal-<-anerkannt-Werdens Anstrengungen sichtbar werden, mit denen die Biograph*innen Normalität für sich proklamieren. Diese Anstrengungen werden dabei als ein ›Ringen um Normalität‹ in den Biographien und als eine Strategie der Selbst-Normalisierung verstanden. Welche Facetten dieses ›Ringen um Normalität‹ hat, ist Gegenstand des nächsten Teilkapitels. Das Handeln und die Positionierungen der Subjekte sind dabei verbunden mit den institutionellen Erfahrungen, und Ent-Normalisierung und Normalisierung der eigenen Biographie sind eng miteinander verwoben.

8.2 ›Ringen um Normalität‹ – Strategien der (Selbst-)Normalisierung

Neben den bereits dargestellten Prozessen der Ent-Normalisierung wird in den Biographien ein ›Ringen um Normalität‹ sichtbar. Mit dem Begriff des Ringens soll darauf verwiesen werden, dass sich die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht selbstverständlich als ›normal‹ erleben und gleichzeitig versuchen, Normalität in ihrer Biographie für sich zu beanspruchen. Dieses Unterfangen ist aufgrund der Prekarität ihrer Situation ungewiss und riskant und vor dem Hintergrund des Agierens in widersprüchlichen gesellschaftlichen und institutionellen Verhältnissen durchaus mit Ambivalenzen verbunden.

Prozesse der Ent-Normalisierung und damit verbundene Prozesse der performativen Zuweisung von sozialen Differenzen sind nicht determinierend für die Biograph*innen. Vielmehr liegen den Adressierungen zwar hegemoniale Ordnungen zugrunde, mit denen Subjektpositionierungen verbunden sind. Diesen Ordnungen können sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen unterwerfen oder auch widersetzen. Das heißt also weder, dass Biograph*innen völlig determiniert werden, noch dass sie frei sind und widerständige Praktiken das Gegenteil oder außerhalb der Unterwerfung sind: »Widerstand erscheint somit als Wirkung der Macht, als Teil der Macht, als ihre Selbstsubversion« (Butler 2001, S. 89). Das ›Ringen um Normalität‹ der Biograph*innen kann so auch als Form des Widerstandes gelesen werden gegen die vielfach nahegelegten abweichenden Subjektpositionierungen.

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen gehen dabei ganz unterschiedlich mit den ent-normalisierenden Adressierungen um. Das Spektrum reicht von der Übernahme von dominanten Perspektiven bis zur expliziten Abgrenzung davon. Gleichzeitig gibt es Beispiele, in denen einerseits die Subjektposition als Hilfeempfänger*in angenommen, diese aber andererseits widerständig umgedeutet wird. Teilweise verweisen die Biograph*innen auch explizit darauf, dass sie das Spiel der Adressierungen der stationären Jugendhilfe durchschaut haben und es strategisch für sich einsetzen, um mit einer vorübergehenden, scheinbaren Übernahme von gewissen Adressierungen Unterstützung zu erhalten.

8.2.1 (Selbst-)Normalisierung in Biographien durch Übernahme institutioneller Perspektiven

Mit einer Unterwerfung unter die Normen und Perspektiven, die im Kontext von Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe relevant sind, besteht für die Jugendlichen die Möglichkeit, in diesem Kontext als Subjekt anerkannt zu sein und hierüber Handlungsfähigkeit zu bekommen. Damit verbunden ist der »Doppelaspekt der Subjektform(ier)ung« (Rose/Ricken 2018, S. 162): Durch Subjektivierungen mittels Kategorisierungen, Diagnosen und Grenzziehungsprozessen in der stationären Jugendhilfe entstehen für Subjekte im Rahmen ihrer biographischen Konstruktionen auch Möglichkeiten, sich der Macht der damit verbundenen Diskurse zu bedienen und sich zu diesen ins Verhältnis zu setzen. Sie werden in diesem Sinne aufgefordert, sich selbst mit der Perspektive der aufgerufenen Subjektnormen zu betrachten. Hier spielt auch die Dimension der sozialen Anerkennbarkeit eine bedeutsame Rolle (vgl. ebd.).

Zunächst hat sich in der Auswertung der verschiedenen Interviewdaten heraustkristallisiert, dass in den biographischen Konstruktionen eine starke Orientierung am Sprachjargon, an den Diskursen der stationären Jugendhilfe sowie an damit verbundenen Prozessen sichtbar wird. Es wurde bereits darauf verwiesen, dass

die stationäre Jugendhilfe hier mit aktuellen gesellschaftlichen Problemkonstruktionen und Diskursen (vgl. Groenemeyer 2010) verknüpft ist. In diesem Sinne werden in fachlichen Perspektiven und dem Sprachjargon in der stationären Jugendhilfe Grenzziehungsprozesse vorgenommen, die in gesellschaftliche Machtverhältnisse eingebettet sind. Damit hängen auch Adressierungen der Jugendlichen als ›Subjekte der Hilfe‹ zusammen und es werden Normalitätsordnungen aufgerufen, mittels derer die jungen Menschen zu Adressat*innen gemacht werden.

In den Fällen wird deutlich, wie die institutionellen Abläufe und die damit verbundenen unterschiedlichen Schritte zur Konstruktion der Hilfbiographie herangezogen werden und dabei auch Jugendhilfjargon relevant wird, wie z. B. Begriffe wie ›Abklären‹, ›Platzieren‹, ›Eintritt‹, ›Austritt‹, Zielgruppenkonstruktionen oder die genaue Nennung der Einrichtungstypen und Einrichtungsnamen. Hier sind auch die bereits dargestellten Prozesse der Diagnoseerstellung relevant, zu denen sich die Biograph*innen in Verbindung setzen und vor deren Hintergrund sie ihre Subjektposition einnehmen. Eine andere Variante sind Erklärungsansätze für biographische Ereignisse oder auch Bewertungsfolien zur Selbsteinschätzung, die in Zusammenhang mit Normalitätskonstruktionen der stationären Jugendhilfe und damit verbundenen Prozessen der Normalisierung stehen.

Insgesamt wird in den Interviews eine starke Orientierung an der Logik der Institution sichtbar. Diese Bezugnahme auf institutionelle Logiken zeigt sich auch in der Gesamtkomposition der Biographie und in der Orientierung an institutionellen Abläufen, Übergängen in Institutionen, zwischen Institutionen oder aus den Institutionen heraus und den damit verbundenen Prozessen. Als Konstruktionsmuster ist eine Struktur erkennbar, in der eine Eröffnung der Biographie mit einer kurzen Einführung in den Kontext des Aufwachsens erfolgt, in den die eigene Geschichte eingebettet ist. Dazu orientieren sich die Biograph*innen i. d. R. an den Lebenslaufbereichen der Kindheit in der Familie, der Schule und der Familienkonstellation. Oftmals werden die Kindheit oder zumindest Teile davon noch als ›schön‹ konstruiert und im Normalitätshorizont des Aufwachsens in einer Familie verortet. Dann steuern die Biograph*innen auf eine ›Problemkonstruktion‹ zu, die dazu führte, dass sie ihre Familie verließen oder verlassen mussten. Hier ist interessant, dass Strategien erkennbar werden, auf Szenen in ihrem Leben zurückzugreifen, die sie als prototypisch für eine Reihe an Erfahrungen einführen und die als Erklärung für den Übergang in die stationäre Jugendhilfe dienen. Gleichzeitig zeigt sich, wie Jugendhilfjargon und die Kategorisierungen der eigenen Erfahrungen mit anerkannten Diagnosen oder fachlichen Perspektiven ebenso dazu verhelfen, auf einer abstrakten Ebene etwas über die eigenen Erfahrungen zu sagen, ohne diese vertiefen zu müssen.

In Bezug auf diese Formen der Konstruktionen von Biographie lässt sich vermuten, dass die Problemdeutungen und Erklärungen, die hier dargestellt werden, bereits in pädagogischen oder therapeutischen Settings erarbeitet wurden.

So scheint es, dass die jungen Menschen sich bereits mehrfach mit der Frage beschäftigt und eine Reflexion und Analyse erarbeitet haben, warum sie vom Ort des Aufwachsens in einer Familie in die stationäre Jugendhilfe gewechselt sind.

Auffallend in diesen Erklärungen sind Formulierungen, die Erklärungen für das Verhalten von Eltern geben, wie z. B. deren Überforderung oder dass diese existenzielle Sorgen hatten oder auch in Bezug auf den eigenen Peerkontakt, wenn durch sogenannte ›falsche‹ Freund*innen, mit denen die Jugendlichen in einer Phase Kontakt hatten, Beeinflussungen stattfanden und sie dann Dinge wie bspw. Drogenkonsum oder illegale Tätigkeiten anfingen, die zu Problemen führten. Hier wird auch oftmals markiert, dass sie danach einen Wandlungsprozess durchliefen und mittlerweile eine Distanzierung von der vergangenen Zeit stattgefunden hat. Im Kontext der Angebote wird deutlich, dass die Logik der Institution und insbesondere der Entscheidungsprozess, welche Angebote und auch welches Problem vorliegen, sehr dominiert werden vom Feld der Professionellen aus dem institutionellen Kontext der stationären Jugendhilfe. Insgesamt wird in Bezug auf die Biographien das Muster erkennbar, dass sehr stark die ›Hilfebiographie‹ im Zentrum steht – obwohl der Auftakt zu dieser biographischen Erzählung eine offene Erzählaufforderung nach der Lebensgeschichte der jungen Menschen war. Mit dem Begriff der Hilfebiographie (vgl. auch Celina Schweizer Kap. 6.8), soll auf die Verwobenheit der institutionellen Erfahrungen mit der eigenen Biographie aufmerksam gemacht werden.

Pädagogische Deutungen als Erklärungsfolie für die eigene Biographie

In den Biographien lassen sich Deutungen finden, die Erklärungsfolien für die eigenen Erfahrungen darstellen und bei denen sich Verbindungen zu einer reflexiven Auseinandersetzung im pädagogischen Kontext vermuten lassen. Diese pädagogischen Deutungen als Erklärungsfolie zeigen sich u. a. in der Nutzung von Jugendhilfejargon. Mit dem Jugendhilfejargon verbunden sind auch bestimmte Konzepte und Vorstellungen, die auf pädagogische Perspektiven, theoretische Hintergründe wie bspw. die Bindungstheorie, Problemkonstruktionen und damit verbundene Diagnosen oder auch darin eingelagerte normative Vorstellungen verweisen. Hier wird deutlich, dass stationäre Jugendhilfe als Biographiegenerator (vgl. Hahn 1988) wirksam wird. Neben dem Jugendhilfejargon können hierzu auch die eigen-theoretischen Kommentierungen gezählt werden, die auf eine Auseinandersetzung mit biographischen Erfahrungen im pädagogischen oder therapeutischen Rahmen hindeuten.

Marla Brunori stellt die Situation in ihrer Familie mit reflexiven Erklärungen dar:

M: (2) ja und zu Hause war immer so die Situation war ein bisschen (1) ja weiß auch nicht (2) war nicht so toll ///mmh/// (1) und dann auch immer die Streitereien mit meine

Eltern irgendwie über uns ausgetragen und ///mmh///(.) mit meiner Schwester hatte ich dann no- nicht so eine innige Beziehung ja da(.) ist vielleicht der Altersunterschied und da streitet man viel (E2; 102-106)

In dieser Sequenz macht sie zunächst eine evaluierende Aussage über die Situation in ihrer Herkunfts-familie. Hier zeigt sich, dass sie nach Formulierungen sucht und trotz der Relativierungen zum Ausdruck bringt, dass die Situation zu Hause und dementsprechend auch im Kontext ihrer Familie als »schwierig« zu bezeichnen ist. Sie führt dafür Belegbeispiele an, wie den Streit der Eltern und die Beziehung zu ihrer Schwester, die nicht so gut und eng war. Zudem lässt sie als Erklärung den Altersunterschied einfließen, die als alltagspsychologisch zu werten ist, jedoch gleichermaßen auf professionelle Diskurse verweist. Mit diesen Erklärungen ist es ihr möglich, sich von der Familiensituation zu distanzieren. Die reflexive Darstellung ihrer familialen Beziehungskonstellationen legt nahe, dass sie sich bereits im Rahmen von pädagogischen oder therapeutischen Settings damit beschäftigt hat. Auch der weitere Verlauf des Interviews deutet auf eine bereits erfolgte Bearbeitung ihrer Biographie hin. So stellt sie eine Verbindung her zwischen ihrem Peer-kontakt und Verhaltensweisen: »und dann (.) ich habe mich=dann mit irgendwann habe ich angefangen mich selbst zu verletzen, (3) ähm (4) ja ich hatte einfach nicht so tolle Freunde::« (E2; 112-114). Hier führt sie als Ursache für den Beginn ihres selbstverletzenden Verhaltens die Begründungsfigur des Peer-Umfeldes an, »nicht so tolle Freunde::«, die sie beeinflussen. In diesem darin sichtbar werdenden Begründungsmuster für die Entwicklung ihrer biographischen Entwicklungen aufgrund falscher Peerkontakte greift sie auf Argumentationen zurück, die oftmals von der Erwachsenengeneration angeführt werden und die auch in pädagogische oder jugendstrafrechtliche Diskursen Eingang finden. Dadurch verleiht sie ihrer Erzählung im Kontext des Interviews Legitimation und wird zur Expert*in für ihre Erfahrungen, indem sie diese auf eine abstrahierende und analytische Art kommentiert.

Insgesamt finden sich in den Erzählungen zahlreiche Erklärungsmodelle für biographische Entwicklungen, in denen pädagogische Deutungen und damit verbundene fachliche Perspektiven erkennbar werden. Auch Nazar Sautin führt in seiner Biographie als Erklärungsfigur sein Peer-Umfeld als Auslöser für seine Entwicklungen an, die vor dem Hintergrund von hegemonialen Normalitätsordnungen bei ihm zu abweichendem Verhalten führten (vgl. Kap. 7.6).

Elif Yıldız hingegen präsentiert Erklärungen für das gewaltvolle Handeln ihres Vaters und führt hierfür als mögliche Ursache den Ausdruck von Überforderung des Vaters an (vgl. Kap. 5.6). Dieser Modus der Perspektivübernahme und der Darstellung von Erklärungen für die Verhaltensweisen von Personen, die im Sinne von Ereignisträger*innen zum Teil schmerzhafte Erfahrungen bei den Biograph*innen auslösten, wird in mehreren Fällen sichtbar. Dies deutet auf Formen der pädagogischen oder therapeutischen Bearbeitung hin sowie auf eine Strategie, durch Er-

klärungsansätze die eigenen Erfahrungen einzuordnen und verstehen zu können. Die Erklärungen für Verhaltensweisen von bspw. Eltern oder Geschwistern wirken teils auch entschuldigend. Dies kann auch damit zusammenhängen, dass mit der Erzählung der Erfahrungen ent-normalisierende Reaktionen ausgelöst werden können und die Biograph*innen hierüber auch ihre Geschichte normalisieren. Auffallend ist dabei, dass zum Teil sehr stark um Erklärungen für das Verhalten von anderen gerungen wird und die eigene Perspektive und das eigene Erleben eher im Hintergrund stehen. Diese Erklärungsfolien, die an pädagogische und therapeutische Diskurse erinnern, machen deutlich, dass bei einem Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe Biographien auf eine Art mit-konstruiert werden und dies auf eine jugendhilfetypische Art und Weise.

Normalisierung durch Arbeit an sich selbst

Mit Bezug auf Foucault können diese Erklärungsfolien aus Diskursen pädagogischer Institutionen auch als *Technologien des Selbst* (1993) verstanden werden. Damit einher gehen Wissensbestände über einen selbst, die dazu anleiten, »aus eigener Kraft oder mit Hilfe anderer eine Reihe von Operationen an seinem Körper oder seiner Seele, seinem Denken, seinem Verhalten und seiner Existenzweise vorzunehmen, mit dem Ziel, sich so zu verändern, daß er einen gewissen Zustand des Glücks, der Reinheit, der Weisheit, der Vollkommenheit oder der Unsterblichkeit erlangt« (Foucault 1993, S. 26). Die herausgearbeiteten pädagogischen Erklärungsfolien können damit also als Praktiken verstanden werden, mittels derer die untersuchten Jugendlichen und jungen Erwachsenen Ansatzpunkte für die Arbeit an sich selbst erhalten. Hier bieten die Ergebnisse auch Anknüpfungspunkte zu Studien, die im Kontext von Sonderschulen und in integrativen Formen der Beschulung Subjektivierungsprozesse von Schüler*innen untersucht haben (Pfahl 2011; Buchner 2018). Die Studien zeigen auf, dass in der Institution Schule die jungen Menschen als ›behinderte‹ Personen mit individuellen Defiziten subjektiviert werden und hierüber jeweils Techniken oder Aktivitäten in Gang gebracht werden, mit denen die Schüler*innen an sich arbeiten können. In diesem Sinne ermöglichen die hier herausgearbeiteten Erklärungsfolien aus pädagogischen Institutionen Ansatzpunkte auf einer individuellen Ebene für die Arbeit am Selbst in den Bereichen, die institutionell als abweichend und defizitär konstruiert werden. Die Erklärungsfolien können als Fremdführung verstanden werden und die daraus resultierenden Einsichten über Problemfelder bieten wiederum Ansatzpunkte für die Selbstführung oder Selbst-Normalisierung.

Selbst-Normalisierung in den Biographien ist damit auch eng verbunden mit der Einnahme einer Subjektposition, in der Probleme individualisiert verstanden werden. So scheinen zum einen die reflexive Bearbeitung der Biographie und das Erklärenkönnen, warum die Geschichte so verlaufen ist, und zum anderen der indi-

viduelle Modus der Problembearbeitung Strategien zu sein, mit denen es gelingen kann, sich selbst an Normalitätsvorstellungen anzupassen und einen handlungsfähigen Umgang mit der eigenen Biographie zu entwickeln. Mit diesen Strategien sind sichtbar Ambivalenzen verbunden. So wird deutlich, dass mit den Erklärungen oftmals auch eine individuelle Verantwortung für Probleme übertragen wird, indem bspw. individuelle Störungen und Defizite in den Abklärungsprozessen herausgearbeitet werden, die mit Ent-Normalisierung einhergehen. Allerdings entsteht gleichzeitig genau dadurch wieder Handlungsfähigkeit, weil die Biograph*innen bemächtigt werden, qua Adressierung an der Bearbeitung des individuellen Problems aktiv mitzuwirken und es damit auch selbst in der Hand zu haben. Damit einher geht, dass stationäre Jugendhilfe offensichtlich mitwirkt an der Biographisierung von Lebensverläufen und ihren Adressat*innen dazu verhilft, sich selbst zu entwerfen und die Erfahrungen erklären und einordnen zu können. Auch hinsichtlich der Übergänge ins Erwachsenenalter, in denen sich die untersuchte Gruppe befindet, scheint diese Form, sich als biographisches Subjekt entwerfen zu können, bedeutsam, um das eigene Selbst formieren und verorten zu können – gerade auch vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten Ent-Normalisierung.

Biographische Konstruktionen entlang institutioneller Übergänge

Auffallend war in den untersuchten Biographien, dass die Strukturierung der Jugendphase durch den Kontakt mit den Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe sehr stark im Mittelpunkt der Erzählungen stand und aktuellere Ereignisse weniger ausführlich erzählt wurden. Dies war vor dem Hintergrund überraschend, dass auch (junge) Erwachsene im Sample waren, die zum Teil bereits vor bis zu zehn Jahren die Institution der Kinder- und Jugendhilfe verlassen hatten. So zeigt sich als Strukturmoment in den Biographien eine Einteilung in eine Phase vor der stationären Jugendhilfe, in der die Biograph*innen Erklärungen anführen, die dazu führten, dass sie in die stationäre Jugendhilfe kamen. Dieser Phase folgt eine Erzählung zu der Zeit und dem Leben in der Institution der stationären Kinder- und Jugendhilfe und gegebenenfalls eine Lebensphase danach.⁴ Offensichtlich hat die Erfahrung, in der stationären Jugendhilfe aufgewachsen zu sein, viel mit der Erfahrung von Abweichung von Vorstellungen eines Normallebenslaufes zu tun, sodass die Notwendigkeit besteht, dies zu erklären und biographisch zu verorten. Es kann die These aufgestellt werden, dass die Erfahrung, in der stationären Jugendhilfe gelebt zu haben, vor dem Hintergrund dominanter Vorstellungen von Normalität in Bezug auf das Aufwachsen in Familien sowie Konzeptionen von Kindheit oder Jugend, stark erkläруngsbedürftig ist. Es zeigt sich hier also auch

4 Bei den jungen Menschen, die kurz vor dem Auszug aus der Jugendhilfe befragt wurden, fehlt die Phase danach.

ein Ringen darum, die Erfahrung, in der stationären Jugendhilfe gelebt zu haben, zu biographisieren.

In den Einteilungen der Biographie entlang institutioneller Übergänge wird deutlich, dass insbesondere in den Entscheidungssituationen zu Beginn und am Ende von Hilfen eine institutionelle Macht sichtbar wird, die wenig Spielraum lässt für Handlungsfähigkeit der Biograph*innen. Neben ihrer Einschränkung der Handlungsfähigkeit zeigt sich, dass es sich ihnen zum Teil auch nicht erschließt, welche Entscheidungen in diesen Situationen von wem auf welcher Grundlage getroffen werden. Vielmehr werden Situationen dargestellt, in denen unbestimmte Personen Entscheidungen treffen. Bei Elif Yıldız wurde als Bild herausgearbeitet, dass sie im Prozess der Platzierung wie eine Spielfigur verschiedene Einrichtungen durchläuft, wobei auf die institutionelle Dominanz in Bezug auf Platzierungsent-scheidungen hingewiesen wurde. Sie drückt mit der Formulierung »*bis klar gewesen ist wo man mich platzieren kann*« aus, dass der institutionelle Prozess und die damit verbundenen Abläufe den Vorgang steuern. So scheinen institutionelle Abläufe ihre Biographie zu dieser Zeit zu dominieren, und aus ihrer Perspektive stehen die institutionellen Zwänge stark im Zentrum. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Darstellung der Abläufe auch dazu verhelfen kann, auf einer beschreibenden Ebene legitim darzustellen, was in dieser Phase des Lebens passiert ist. Zudem scheint es für sie eine Form zu sein, sich von damit einhergehenden Belastungen zu distan-zieren.

In der Darstellung der Phasen wird oftmals auf Entwicklungen hingewiesen, die im Zusammenhang mit der stationären Kinder- und Jugendhilfe stehen. Damit verbunden ist auch in Bezug auf die Inanspruchnahme von Normalität, dass die Biograph*innen entlang dieser Einteilungen zum Teil unterstreichen, dass sie es geschafft, sich entwickelt haben und die Prozesse der Normalisierung, die sie in den Institutionen durchlaufen haben, erfolgreich waren. Teilweise entsteht durch diese Strukturierung auch der Effekt, dass sie die Phase der stationären Jugend-hilfe vom Rest ihres Lebens trennen und markieren, dass damit Brüche verbunden sind. Bei Nazar Sautin war dies sehr stark zu sehen durch den Konstruktionsmo-dus seiner Biographie in zwei Teile. Diese Trennung der stationären Jugendhilfe vom Rest der Biographie verweist auch auf die Macht der Institution, die Jugendli-chen und jungen Erwachsenen als Gruppe zu konstruieren und diese zu separieren. Durch ihren Aufenthalt in der Institution werden sie separiert von ihren bisheri-gen Lebenswelten, dort als Fall bearbeitet und in der Folge auch als ein ›Subjekt der Hilfe‹ konstruiert.

Dabei ist interessant, dass aus einer Perspektive von Normalität offensichtlich der Übergang in die Hilfe als sehr viel einschneidender und abweichender erlebt wird als das Ende der Hilfe. Die vorliegende Untersuchung zeigt auf, dass mit dem Verlassen der stationären Jugendhilfe auch erst einmal wieder eine Rückkehr zu Normalität verbunden ist. In Debatten über Leaving-Care-Prozesse und damit

verbundene Forschungen wird bislang sehr stark das frühe und abrupte Ende von Hilfen durch das Unterstützungssystem der Kinder- und Jugendhilfe kritisiert und problematisiert (vgl. Stein/Munro 2008; Schaffner/Rein 2015). Hier verweisen die Ergebnisse dieser Studie hingegen auch darauf, dass mit dem Ende der stationären Jugendhilfe auch Möglichkeiten bestehen, sich wieder zurück in einen Alltag zu bewegen, der als normal erlebt werden kann. Die Beendigung der ent-normalisierenden Erfahrung der stationären Jugendhilfe kann auch Potenzial haben für die Biograph*innen. So zeigt sich in den Rekonstruktionen, dass sie in ihrer Biographie das Ende der Hilfe sehr viel weniger als eine Zäsur erleben als den Wechsel in die stationäre Jugendhilfe. Selbstverständlich stellt sich aber auch jeweils die Frage, was dann nach der stationären Jugendhilfe kommt. Hier verweisen die Daten gleichzeitig darauf, dass das Ende der stationären Jugendhilfe nicht immer auch ein Ende der Hilfe bedeutet. Vielmehr nehmen die Biograph*innen zum Teil Unterstützung aus anderen Unterstützungssystemen wie der Invalidenversicherung, der Psychiatrie oder dem beruflichen Übergangssystem in Anspruch.

Messmer und Hitzler (2008) haben diese Übergänge in Hilfen und aus Hilfen am Beispiel der Hilfplangespräche in der Kinder- und Jugendhilfe untersucht. Sie haben aufgezeigt, wie Adressat*innen in diesen Interaktionen zu Beginn der Hilfe zu Adressat*innen gemacht werden (klientifiziert werden). Am Ende der Hilfe hingegen, welches sich in der Regel an formalen Rahmenbedingungen wie dem Alter orientiert und weniger an fachlichen Aspekten, finden Prozesse der De-Klientifizierung statt. Diese Prozesse strukturieren offensichtlich die Biographie. Subjektivierungstheoretisch scheint diese Einteilung auch mit den ent-normalisierenden Anrufungen erklärbar zu sein und damit, dass in den Prozessen des Zur-Adressat*in-gemacht-Werdens auch Subjektpositionen hervorgebracht werden, die für die jungen Menschen verletzend sein können und die offensichtlich auch dann biographisch bedeutsam sind, wenn sie sich davon stark distanzieren. So besteht mit dem Ende der Hilfe die Möglichkeit, sich von den verletzenden Anrufungen der stationären Kinder- und Jugendhilfe zu distanzieren. Leaving-Care-Prozesse können so auch verstanden werden als Möglichkeit, Normalität für sich in Anspruch zu nehmen.

8.2.2 (Selbst-)Normalisierung durch Bestimmung von Zonen der Normalität

In Bezug auf das ›Ringen um Normalität‹ sind auch Formen der Selbst-Normalisierung bedeutsam, mit denen die Biograph*innen Normalität für sich beanspruchen. Hier stellt die Bestimmung von ›Zonen der Normalität‹ in der Biographie eine Strategie dar. Damit einher geht, dass die Biograph*innen Bereiche markieren, in denen sie der Normalität entsprechen und somit eine intelligible Subjektposition für sich beanspruchen. Daran zeigt sich auch, wie die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Normalitätsordnungen miteinander in

Verbindung setzen und so Adressierungen, die sie als Nicht-Normale markieren, durch die Hervorhebung und Inanspruchnahme von Normalität in anderen Bereichen ihrer Biographie relativieren. Normalitätsordnungen sind keine starren Gebilde, sondern es können prozesshaft Umdeutungen vorgenommen, Adressierungen zurückgewiesen oder auch Entlarvungen von ›falschen‹ Zuschreibungen vorgenommen werden durch die Inanspruchnahme von anderen Normalitätsordnungen und die Einnahme damit verbundener Positionierungen. Dieses Moment des Verschiebens von problemorientierten individualisierten Zuschreibungen steht mit den Strategien in Verbindung, mit denen die Biograph*innen Zonen von Normalität für sich proklamieren.

Relativierendes und normalisierendes Sprechen in den biographischen Konstruktionen

In der Einzelfalldarstellung von Elif Yıldız wurde bereits das normalisierende Sprechen von ihr diskutiert. So wird dort ein Erzählmodus sichtbar, in dem sie entdramatisierend über die Ereignisse berichtet, die mit ihren Gewalterfahrungen und ihrem Leben in der stationären Jugendhilfe zusammenhängen. Auch bei Nazar Sautin wird sichtbar, wie er sich selbst normalisierend inszeniert in seiner Biographie. Diese Form der ent-dramatisierenden Darstellung von Aspekten der Biographie, die vor dem Horizont von dominanten Normalitätsvorstellungen als abweichend markiert werden, kann als Form verstanden werden, mit denen die Biograph*innen für sich eine intelligible Subjektposition in Anspruch nehmen.

Auch im Interview mit Marla Brunori fällt auf, dass sie relativierend spricht, wenn es um die Erzählung von Lebensbereichen geht, die für sie in unterschiedlicher Hinsicht als problematisch bewertet werden.

M: (2) ///mmh/// (1) äh::m (4) ja: ich habe dann (1) ich habe in der Schule immer (.) oft Probleme gehabt, ich war meistens so ein bisschen ne Außenseiterin, (1) ich habe immer sehr unter der Schule gelitten ich wollte nie in die Schule, (1) (E6; 75-78)

Hier deutet die Biographin an, dass ihre Schulzeit von Problemen geprägt war, und spezifiziert diese in ihrer Position, die sie – relativierend – als ›Außenseiterin‹ kennzeichnet. Damit geht sie einerseits auf die Grenze zwischen Normalität und ›Anderssein‹ ein und lässt diese andererseits auch verschwimmen. Verbunden mit diesen Grenzziehungsprozessen in der Schule ist die Markierung als normal und zugehörig oder als Andere und damit als Außenseiterin. Ihre Form der relativierenden Darstellung verringert potenziell die eigene Verletzbarkeit und Opferposition sowie das potenziell Schambehaftete im Zusammenhang mit dieser Außensteiner*innenpositionierung. Der Begriff der Außenseiterin fasst offensichtlich eine Reihe an Erfahrungen der Biographin zusammen und wird hier beschreibend eingesetzt, ohne konkrete Szenen zu erzählen, die damit für sie zusammenhängen.

Dieses summative und beschreibende Berichten über schmerzhafte Erfahrungen verweist auf eine generalisierbare Positionierung, ohne diese detailliert mit Erlebnissen untermauern zu müssen. Die Nutzung abstrakter Begriffe, die an Common-Sense-Wissen anknüpfen, wurde auch in Bezug auf das Heranziehen von Diagnosen diskutiert. Die Biograph*innen verweisen, indem sie abstrakte Begriffe oder Diagnosen nutzen, auf überindividuelle, institutionell legitimierte Wissensbestände und nehmen diese für sich in Anspruch, um über die eigene Lebensgeschichte zu berichten. Hierbei können sie auch distanziert zum eigenen Erleben und zu schmerzhaften Erfahrungen bleiben. Diese Form der Distanzierung durch das Aufrufen von Begriffen, die ihre Erfahrungen verallgemeinern, kann als eine Form des ›Ringens um Normalität‹ verstanden werden. Auf diesem Weg scheint es möglich, über das eigene Leben und auch über schmerzhafte oder schambehaftete Bereiche auf eine legitime Art zu erzählen. Dies verweist zudem auf eine Praxis der Lebensbewältigung im Alltag und auf das Potenzial abstrakter Konzepte oder Diagnosen. Hier verhelfen also anerkannte Diskursformationen zur Herstellung von Biographizität, und die Biograph*innen nutzen die dementsprechende Macht und Legitimität dieses Wissens, um sich damit in Verbindung zu setzen.

Das relativierende Sprechen wie bei Marla Brunori oder die entdramatisierenden Formen des Erzählens wie bei Elif Yıldız bringen jeweils als Effekt mit sich, dass Aspekte der Biographie, die potenziell vor dem Hintergrund von Normalitätsordnungen als abweichend markiert werden, durch die Darstellungsform normalisiert werden. Dies ist eine Strategie, mit der versucht wird, hegemonialen Vorstellungen von Normalität gerecht zu werden oder auch die Adressierungen, die auch durch den Rahmen des Interviews aufgerufen werden, zurückzuweisen. So mit werden Zonen der Normalität konstruiert, die als Strategie der Relativierung ihrer abweichenden und ent-normalisierenden Erfahrungen gelesen werden können.

Inanspruchnahme einer schönen Kindheit und Normalisierung der eigenen Familie

Im Vergleich der verschiedenen Interviews hat sich gezeigt, dass in Bezug auf die Phase der Kindheit oftmals auf einer beschreibenden Ebene und auf eine resümierende Art und Weise auf eine ›normale‹ oder ›schöne‹ Kindheit rekuriert wird. Diese Phase der Kindheit wird dabei auch teils mit der eigenen Familienkonstellation verbunden und als normal konstruiert.

Hier zeigt sich als Stilmittel eine beschreibende Darstellungsform, in der Bilder von schönen Kindheiten durch Szenen aufgerufen und aktiviert werden. Nazar Sautin, der seine Kindheit als »*nicht speziell*« konstruiert, illustriert dies u. a. mit seinen sportlichen Tätigkeiten, denen er in dieser Zeit nachging: »*meine Kindheit*

meine Kindheit (1) ich habe Trampolin-, (.) //aha/// Springen gelernt, (.) //aha/// Basketball, [...] ganz simpel« (E12; 412-415). Die Formulierungen »ganz simpel« wie auch »nicht speziell« unterstreichen, dass er hier eine schöne und damit auch normale Kindheit für sich beansprucht und markiert, dass es eine Phase in seinem Leben gibt, in der alles dominanten Vorstellungen von Kindheit und Aufwachsen entspricht. Möglicherweise ist diese Darstellung der sportlichen Tätigkeiten in seiner Kindheit auch überlagert mit potenziell ethnisierten Zuschreibungen seiner Kindheit in Russland. So kann auch dieses mehrmalige Unterstreichen, dass er eine ganz normale Kindheit hatte, mit der Zurückweisung von ethnisierenden Zuschreibungen auf der einen Seite und Zuschreibungen an Kindheiten von Jugendlichen, die im Heim aufgewachsen sind, auf der anderen Seite zusammenhängen. In seinem Bild konstruiert er eine normale Kindheit, in der Sport im Zentrum stand und er offensichtlich in diesem Bereich auch gefördert wurde.

Die Zurückweisung von ethnisierten Zuschreibungen hinsichtlich der Familie oder des Aufwachsens wird auch in anderen Biographien sichtbar, in denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Migrationserfahrungen haben und von einer Kindheit erzählen, die nicht im nationalstaatlichen Kontext der Schweiz verortet ist. So zeigen sich in diesen Erzählungen Abgrenzungen von hegemonialen Bildern und Adressierungen als Andere sowie eine Konstruktion einer ›normalen‹ Kindheit oder einer ›normalen‹ Familie. Teilweise fragten Jugendliche und junge Erwachsene mit Migrationserfahrungen auch explizit nach der Erzählaufforderung nach, ob sie nur über ihr Leben in der Schweiz oder auch davor erzählen sollten. Darin wird deutlich, dass vor dem Hintergrund von rassistischen Ordnungen Kindheiten außerhalb der Schweiz auch nicht selbstverständlich als ›interessant‹ und transnationale Kindheiten potenziell als abweichend und nicht ›normal‹ erlebt werden. Dies verweist auf Erfahrungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen, in denen sie als Andere adressiert werden und die das Interview rahmen. So sagt Elena Kägi im Nachfrageteil:

E: ich habe ja, (2) ich habe eigentlich keinen Migrationshintergrund (2) mein Vater ist Schweizer (.) //ja/// ich habe auch schon immer //ja/// Schweizer Pass gehabt, (.) //ja/// ich habe (.) //ja/// ich bin Doppelbürger (.) und //aha/// meine Mutter ist von einer guten Familie,(.) //ja/// (.) und es ist nicht so dass sie meinen Vater geheiratet hätte weil sie den Schweizer Pass haben wollte (.) //ja ja/// das ist es nie der Fall gewesen (.) //aha/// sie hat den Schweizer Pass auch nach nach der Scheidung nicht angenommen (E2; 1224-1230)

Hier weist sie die Adressierung zurück, »Migrationsandere« (Mecheril 2010, S. 17) zu sein, und macht dies daran fest, dass sie schon immer die Schweizer Nationalität hatte. Gleichzeitig weist sie auch eine ethnisierte Vorstellung der Beziehungs-konstellation ihrer Eltern zurück und markiert, dass ihre Mutter aus anerkannten und guten Familienverhältnissen stamme und den Vater nicht aus Ressourcen-gründen geheiratet habe. Somit weist sie hier mehrfache Zuschreibungen zurück,

in denen ihre Familiengeschichte als abweichend markiert wird, und normalisiert diese. Sie wehrt sich hier gegen hegemoniale Zuschreibungen und hat offensichtlich Erfahrungen damit, als nicht normal adressiert zu werden, was auch durch das Interview für sie aufgerufen wird.

Elif Yıldız deutet an, dass die Kindheit nur vorübergehend »*happy*« war, und zieht als Referenz dieser Normalität andere Kinder heran:

E: Ähm (3) ja also es ist (5) ich bin (3) glaube im Grunde genommen glaube schon, also so happy gewesen halt wie alle anderen Kinder oder ///mmh/// auch spielen ///mmh/// und sonst irgendwie, ///mmh/// ähm meine Freunde ähm gehabt, (4) zu Hause ist=es (2) eigentlich so das Gegenteil gewesen (E1; 355-358)

Sie markiert hier Bereiche, in denen ihre Kindheit wie die der anderen Kinder war, die als Vergleichshorizont und als Repräsentant*innen von Normalität dienen. Auch sie rekurriert hier wie Nazar Sautin auf Tätigkeiten, die sie in ihrer Kindheit gemacht habe, wie »*spielen*« und »*Freunde*«. Damit konstruiert sie eine Kindheit, in der das Soziale und auch das unbekümmerte Spielen Raum haben, was für sie hier offensichtlich als Referenz für Normalität dient. Gleichzeitig wird in dieser Sequenz deutlich, dass es Bereiche gibt, die das Gegenteil von Normalität sind und die zu Hause und implizit im Kontext ihrer Familie verortet sind. So werden einerseits Ambivalenzen sichtbar in Bezug auf ihre Kindheit, andererseits markiert die Biographin Phasen und Bereiche ihres Aufwachsens, die sie unter die Überschrift einer glücklichen und normalen Kindheit setzt.

Die Normalisierung der eigenen Kindheit ist auch verknüpft mit Erfahrungen der Ent-Normalisierung der eigenen Familiengeschichte. Hier werden Parallelen zur Forschung von Ann Phoenix (2017) sichtbar, die sich mit den Biographien von Erwachsenen beschäftigt, deren Kindheiten infolge einer Ketten-Migration als nicht normal adressiert werden.⁵ Sie zeigt dabei auf, wie in den biographischen Konstruktionen Anstrengungen unternommen werden, Bereiche der eigenen Kindheit ins Zentrum zu rücken, die vor dem Hintergrund von hegemonialen Familienbildern als normativ gelten, wie bspw. positive familiäre Bindungen. Dabei unterwerfen die Biograph*innen sich hegemonialen Vorstellungen von Familie und markieren Bereiche, in denen sie diesen Vorstellungen entsprechen. So fordern sie auch Anerkennung für ihre Familiengeschichte (vgl. ebd., S. 181 ff.). Analog wird in der hier vorliegenden Untersuchung deutlich, dass die Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bilder aufrufen von »glücklichen« und »schönen« Kindheiten und damit einhergehenden Norm-Familienvorstellungen. In der Folge markieren

5 In der Untersuchung geht Ann Phoenix der Frage nach, wie Erwachsene ihre »nicht-normaliven« Kindheitserfahrungen« (Phoenix 2017, S. 171) rekonstruieren. Gegenstand sind die Biographien von Menschen, die als Kind eine Zeit nicht bei ihren Eltern gelebt haben, weil diese (zunächst) ohne sie von der Karibik nach England migrierten.

sie Zonen in ihrer Biographie, die diesen Erwartungen entsprechen, und normalisieren sich hierüber selbst.

Bildungserfolge als Form der Normalisierung

Formaler Bildungserfolg und bildungserfolgreiche Selbstinszenierungen scheinen ebenfalls eine legitime Möglichkeit der Normalisierung zu sein. So scheint es, dass die Inanspruchnahme einer bildungsbezogenen Selbst-Positionierung viel mit der Abgrenzung von Zuschreibungen zu tun hat, die die Jugendlichen im Zusammenhang damit erfahren, dass sie mit der stationären Jugendhilfe zu tun haben.

In seiner bildungsbürgerlichen Selbstinszenierung nimmt Nazar Sautin eine deutliche Abgrenzung von den möglichen Bildungswegen und damit einhergehenden Normalitätskonstruktionen für Berufswege von Jugendlichen im Heim vor, die er im Kontext der stationären Jugendhilfe als stark eingeschränkt wahrnimmt. Hier wird auch deutlich, dass er die Professionellen in der stationären Jugendhilfe bzw. die Familie, in der er untergebracht wird, als nicht besonders bildungsorientiert konstruiert und diese vor diesem Hintergrund abwertet.

Diese Abwertung der Professionellen der Kinder- und Jugendhilfe sowie der anderen Jugendlichen im Heim aufgrund des eigenen formalen Bildungserfolgs findet sich auch in anderen Fällen. Hier übernehmen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die sich als bildungserfolgreich inszenieren, defizitorientierte Bilder von Jugendlichen in der stationären Jugendhilfe und stellen diese als bildungsbeneidigt dar. Auch Elena Kägi grenzt sich von den anderen Jugendlichen in der Wohngruppe ab entlang der Differenzlinie Bildung und spricht ihnen den »*Bildungsstandard von einer Kartoffel*« (E2; 337) zu. Auch die Sozialpädagog*innen wertet sie anhand der Dimension von Bildung ab und stellt deren Fachwissen als unterkomplex und für sie leicht durchschaubar dar. Sie konstruiert sich ihnen gegenüber als überlegen: »*das Wissen wo man als Sozialpädagoge hat, das das das das Wissen kannst du schnell in der Bibliothek nachlesen*« (E2; 398-399). Diese Inszenierung von Überlegenheit gegenüber anderen aufgrund von formalem Bildungserfolg kann als Bewältigungsstrategie von ent-normalisierenden Erfahrungen verstanden werden.

So wird offensichtlich mit der Erfüllung von Leistungsnormen die Einnahme einer intelligiblen Subjektposition möglich. Diese Inanspruchnahme von Normalität im Bildungsbereich kann als Widerständigkeit gegenüber ent-normalisierenden Erfahrungen vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Ordnungen verstanden werden. Durch eine Unterwerfung unter Leistungsnormen und erfolgreiche Performanz im formalen Bildungssystem eröffnen sich offensichtlich Lebensbereiche, in denen Normalität möglich ist und die jungen Menschen das Gefühl haben, handlungsfähig zu sein und sich auch aus einengenden Verhältnissen zu befreien. Es zeigen sich in den Erzählungen auch Barrieren, die die jungen Menschen in der stationären Jugendhilfe hinsichtlich ihrer Bildungsambitionen wahrnehmen,

die von fehlenden Räumen zum Lernen bis hin zu Verboten, die Schule zu besuchen, reichen. Weiterhin wird in den untersuchten Biographien deutlich, dass die Leistungsperformance in der Darstellung der Biograph*innen zum Teil auch mit den Übergängen in die stationäre Jugendhilfe aus unterschiedlichen Gründen schlechter wird. Hier deutet sich in den Daten an, dass teils Barrieren bestehen und in der stationären Jugendhilfe auch keine gezielte Fokussierung auf Unterstützung bei formalen Bildungsprozessen stattfindet. Vielmehr scheinen stärker andere Themen bearbeitet zu werden, die viel mit Problemkonstruktionen in Bezug auf die Jugendlichen als Adressat*innen zu tun haben.

Hinsichtlich der Bedeutung von Bildung als Möglichkeit, für sich Normalität und eine intelligible Subjektposition zu beanspruchen, zeigen sich Bezüge zu aktuellen Forschungen im Bereich der stationären Jugendhilfe. So wurde in einer Untersuchung (vgl. Köngeter/Mangold/Strahl 2016) von Biographien bildungserfolgreicher Care Leaver herausgearbeitet, dass formalem Bildungserfolg aus biographischer Perspektive eine zentrale Bedeutung zukommt. So können die jungen Menschen mittels Bildungserfolg auf der einen Seite erfolgreich für sich Normalität beanspruchen. Auf der anderen Seite stellen sie hierüber Abgrenzungen und Exklusivität her, weil sie es im Unterschied zu vielen anderen in der stationären Jugendhilfe geschafft haben, bildungserfolgreich zu sein (vgl. ebd., S. 198 ff.).

8.2.3 Widerständige Praxen

Das Format der Biographie wird als Möglichkeitsraum sichtbar für die Artikulation widerständiger Praxen hinsichtlich verschiedener Normalitätsordnungen und damit verbundener Adressierungen als nicht normal. So zeigt sich, dass die Biograph*innen das Interview als Plattform nutzen, um sich in unterschiedlicher Art und Weise mit ent-normalisierenden Erfahrungen und damit verbundenen Normalitätsordnungen in Beziehung zu setzen und widerständige Lesarten von Erfahrungen zu präsentieren, die als nicht normal und abweichend markiert werden.

Tuider (2017) sieht in der Biographieforschung einen Zugang, der auch Erzählungen und Sprechen über bislang Ungehörtes ermöglicht: »Die Biographieforschung kann mithin auch einen Raum für Gegenartikulationen, für ein Gegensprechen darstellen – auch für diejenigen, die am Sprechen gehindert werden sollen« (Tuider 2017, S. 113). Die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen verfügen hinsichtlich ihrer Übergänge in die stationäre Jugendhilfe und in anderen Kontexten, in denen sie mit Hilfesystemen zu tun haben (wie bspw. Soziale Dienste, Schulpsycholog*innen, Psychiater*innen oder Berater*innen der Invalidenversicherung), über die Erfahrung, nicht gehört und durch institutionelle Abläufe zum Schweigen gebracht zu werden. In diesen Prozessen werden sie als Andere, als Nicht-Normale hervorgebracht und durch Fallkonstruktionen, Abklärungsprozesse und damit verbundene Diagnoseinstrumente zu Subjekten der

Hilfe gemacht. Hinsichtlich Schule hat Judith Butler für Kinder herausgearbeitet: »Natürlich haben auch Kleinkinder und Vorschüler eine eigene grundlegende Verletzlichkeit, und soziale Normen bezogen auf Geschlecht, Sexualität, soziale Klasse, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit sowie Gesundheit und Leistungsfähigkeit wirken gleichermaßen auf das Kind ein und prägen dabei dessen frühe Eindrücke davon, wie die Welt geordnet ist« (Butler 2014, S. 183). Dabei markiert sie, dass Kinder für Normen in dieser Phase des Lebens besonders empfänglich sind.

In der Übertragung auf Prozesse der Ent-Normalisierung im Zusammenhang mit der stationären Kinder- und Jugendhilfe werden ebenfalls bezüglich der hier angeführten Normen und Ordnungen Sortierungen vorgenommen, die offensichtlich biographisch folgenreich sind. Dabei werden in den Biographien zahlreiche widerständige Praxen in Bezug auf diese Erfahrungen der Subjektivierung und damit verbundene nahegelegte, nicht intelligible Subjektpositionen sichtbar. Das Format der Biographie stellt einen Möglichkeitsraum dar, diese Zwänge einerseits reflexiv darzustellen, diese dabei aber andererseits infrage zu stellen. Widerständige Praxen zeigen sich dabei zum einen in der Praxis ihres Erzählens und zum anderen im erzählten Inhalt. Diese beiden Ebenen hängen zusammen.

Auf die normalisierenden Darstellungsformen in den Biographien wurde bereits eingegangen. Verbunden damit sind die Zurückweisungen von Adressierungen als abweichend im Zusammenhang mit sozialen Normen bezogen auf Geschlecht, soziale Klasse, natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit, Körper sowie Normalvorstellungen vom Aufwachsen in einer Normalfamilie. So kann diese normalisierende Konstruktion von biographischen Erfahrungen als eine Form der Biograph*innen interpretiert werden, sich nicht einer problemorientierten Perspektive auf ihre Erfahrungen zu unterwerfen. Damit hängt auch zusammen, dass Hürden und Barrieren durch eine Fokussierung auf das eigene Handeln de-thematisiert werden und die eigene Handlungsfähigkeit im Zentrum steht. Mit dieser Strategie der normalisierenden Form der Präsentation von Erfahrungen und damit einhergehend auch der Normalisierung von Bereichen, die als abweichend markiert werden, nehmen die Biograph*innen eine leistungsfähige und handlungsfähige Subjektposition ein und fokussieren so auf Bereiche, in denen sie der Norm entsprechen. Somit können also die Darstellungen von Normalisierung der eigenen Subjektposition als Widerständigkeit verstanden werden gegenüber verletzenden Adressierungen und Subjektivierungsprozessen.

Die Anstrengung der Biograph*innen, Normalität für sich zu beanspruchen, ist vor dem Hintergrund von widersprüchlichen gesellschaftlichen und institutionellen Bedingungen, in denen sie sich befinden, ambivalent und als ein ungewisses und riskantes Unterfangen zu betrachten. So ist mit den Normalisierungsstrategien und Abgrenzungsversuchen immer auch die Gefahr verbunden, die herrschende Ordnung zu reproduzieren. Dem kategorisierenden Blick, der auf sie eingenommen wird, versuchen sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu entziehen.

So werden teilweise Anstrengungen unternommen, den Prozessen der Subjektivierung als „verwerfliches“ Subjekt zu entkommen: Nazar Sautin versucht bspw., die Sozialpädagog*innen durch eine Vortäuschung von erwünschten Handlungen davon zu überzeugen, dass er auf dem richtigen Weg sei und daher falsch am Ort der Jugendhilfe.

Es zeigt sich auch eine widerständige Form in der Aneignung der Sprechweisen der Kinder- und Jugendhilfe, um damit der eigenen Perspektive Nachdruck zu verleihen. Hier wird deutlich, wie die Normalitätsordnungen, was gute und erwünschte Entwicklungen aus institutioneller Perspektive anbelangt, in den Interviews aufgerufen werden. Gleichzeitig nutzen die Biograph*innen auch eine Aneignung und Übernahme von fachlichen Perspektiven aus der Kinder- und Jugendhilfe oder der Psychiatrie, um deren Praxen damit zu kritisieren. So zieht Nazar Sautin die Figur heran, dass das Umfeld wichtig ist für eine positive Entwicklung bzw. auch dass ein falsches soziales Umfeld umgekehrt keine positiven Entwicklungen ermöglicht. Diese Figur wurde zuvor auf ihn angewandt als Begründung für die Platzierung auf dem Land, um ihn von seinem als abweichend markierten Peerkontext zu trennen. Er kritisiert damit schließlich im Interview die ländliche Region, in der er platziert ist, weil das Umfeld dort für seine bildungsbezogenen Aspirationen nicht ausreichend inspirierend ist und er so in seiner Entwicklung behindert wird. Hier nutzt er die Argumentationsfigur, die in der stationären Jugendhilfe als Deutung konstruiert wird, um die stationäre Jugendhilfe selbst damit zu kritisieren. Er schlägt die Institution mit ihren eigenen argumentativen Waffen und bedient sich damit deren Macht.

So kann also die Aneignung der dominanten Sprechweisen der Kinder- und Jugendhilfe dazu verhelfen, diese modifiziert und widerständig in der eigenen Darstellung anzuwenden und sich dadurch Legitimität zu verschaffen. In diesem Zusammenhang können auch die Übernahme und Darstellung von fachlichen Abläufen als Widerständigkeit interpretiert werden. Die Adressat*innen versuchen, sich so aus einer Metaperspektive die fachlichen Diskurse der stationären Jugendhilfe anzueignen. Damit überschreiten sie die Positionierung, die ihnen insbesondere in den Anfangsprozessen der Hilfe zugewiesen wird und bei der sie machtvoll den institutionellen Abläufen und Perspektiven unterworfen und stark zum Objekt gemacht werden. Durch die Einnahme einer expertokratischen Perspektive darauf, was mit ihnen in der Jugendhilfe gemacht wurde, schaffen sie einen Gegenhorizont, der es ihnen ermöglicht, sich retrospektiv von diesen starken Zugriffen des stationären Jugendhilfesystems zu distanzieren. Sie bedienen sich also der expertokratischen und dadurch auch machtvollen Sprechweisen und Perspektiven, reproduzieren diese und vereinnahmen durch widerständige Nutzungen von Diskursen der stationären Kinder- und Jugendhilfe diese für sich.

8.3 Fazit Biographien zwischen ›(Ent-)Normalisierung‹ und ›Ringen um Normalität‹

Ent-Normalisierung und das ›Ringen um Normalität‹, mit dem unterschiedliche Normalisierungsstrategien zusammenhängen, sind in Bezug aufeinander zu verstehen. Die untersuchten Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen verweisen auf vielfältige ent-normalisierende Erfahrungen, die auch mit dem institutionellen Setting der stationären Kinder- und Jugendhilfe verbunden sind. Die Erfahrung, nicht selbstverständlich dazugehören, vielfältige Adressierungen, ein Problem zu sein oder in Verhältnissen zu leben, die von hegemonialen Normalitätsvorstellungen abweichen, gehören hierbei in den erzählten Lebensgeschichten zum Alltag.

Auch bedingt durch den Kontext der Untersuchung können die Biographien als Hilfebiographien gelesen werden. So stellen die Befragten dar, wie die Erfahrung, Unterstützung durch das System der stationären Kinder- und Jugendhilfe zu bekommen, in ihrer Biographie mit anderen Erfahrungen und Bereichen verbunden ist. Die Biograph*innen verfügen über unterschiedliche Erfahrungen mit verletzbaren Subjektpositionierungen und werden vor dem Hintergrund von Normalitätsordnungen als abweichend markiert. Die verschiedenen Formen der Erfahrungen von Ent-Normalisierung sind hierbei mit Macht- und Ungleichheitsverhältnissen verbunden, die zu Unterscheidungen und Markierungen entlang des Horizontes von Normalität und Nicht-Normalität führen. Dabei wird aus einer intersektionalen Perspektive auf die Biographien sichtbar, wie unterschiedliche Kategorien und Machtverhältnisse in Bewegung sind und je nach Kontext Abweichungen bestehen oder Normalität hergestellt werden kann durch das Umdeuten von Erfahrungen oder das Relativieren von Zuschreibungen.

Konstruktionen zum Hilfebedarf sind dabei in Prozesse eingebunden, in denen die Jugendlichen und/oder ihre Familien mit dem System der Kinder- und Jugendhilfe in Kontakt kommen. In diesen Prozessen geht es im Kern darum zu überprüfen, inwiefern eine Unterstützung durch die stationäre Kinder- und Jugendhilfe oder durch andere Angebote notwendig erscheint. Die gesellschaftliche Konstruktion sozialer Probleme sowie deren institutionelle Bearbeitung werden u. a. von Groenemeyer als ›Doing Social Problems‹ bezeichnet. Damit verbunden ist, dass Kategorisierungen als ›Problem‹ gesellschaftlicher Anerkennung bedürfen. Anerkannte soziale Probleme werden in Institutionen interpretiert und bearbeitet, die dann auch einen Interpretationsrahmen für professionelle Akteur*innen und Hilfeempfänger*innen vorgeben (vgl. Groenemeyer 2007, S. 14). Die Prozesse und gesellschaftlichen Karrieren, in denen Problematierungen gesellschaftliche Anerkennung erhalten, sind auf verschiedenen Ebenen lokalisiert und werden in unterschiedlichen »Arenen« (ebd., S. 17) ausgehandelt:

»Die Organisationen und Institutionen der Problembearbeitung verkörpern erfolgreich etablierte allgemeine Kategorien von sozialen Problemen, die durch spezifisch geschultes Personal dann auf konkrete Personen und Situationen angewendet werden.« (Groenemeyer 2010, S. 14 f.)

Soziale Arbeit als Normalisierungsinstanz reproduziert dabei gewisse Problemdiskurse und ist gleichzeitig auch mit an den Veränderungen dieser Diskurse beteiligt (vgl. Groenemeyer 2007, S. 16 f.). Durch die Legitimation von Hilfe durch den Bezug zu Problemdiskursen, auf deren Grundlage die Notwendigkeit der institutionellen Intervention begründet wird, ist also der Prozess der Ent-Normalisierung von Adressat*innen Sozialer Arbeit Bestandteil der Institutionalisierung von sozialen Problemen (vgl. Groenemeyer 2010, S. 42). In der Folge wird durch die Soziale Arbeit eine Kontrolle oder Verwaltung sozialer Probleme vorgenommen.

So werden also Subjekte vor dem Hintergrund von dominanten Vorstellungen von Norm und Abweichung als Adressat*innen Sozialer Arbeit konstruiert und hervorgebracht. Diese Konstruktionen von Hilfesubjekten sind eng verbunden mit dem spezifischen Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle in der stationären Jugendhilfe. Lothar Böhnisch formuliert hierzu für die Jugendhilfe:

»Die Jugendhilfe, jenes breite Feld der Sozialpädagogik/Sozialarbeit, gerät zwangsläufig, das heißt strukturell, immer wieder in den Sog von eigenen Etikettierungs- und Stigmatisierungsprozessen, die aus der ihr innewohnenden Spannung zwischen Hilfe und Kontrolle resultieren.« (Böhnisch 2011, S. 8)

In den Daten der vorliegenden Untersuchung wird deutlich, wie in Prozessen des Übergangs in die Hilfe Normalitätsordnungen und dementsprechend auch Problemkonstruktionen relevant werden. Hierbei werden Kategorisierungen der Biograph*innen herangezogen, die im Zusammenhang mit institutionellen Kategorisierungen rund um den Hilfebedarf stehen. So lässt sich teilweise rekonstruieren, wie Problemkonstruktionen herangezogen und die Jugendlichen zu Subjekten der Hilfe durch die stationäre Jugendhilfe gemacht werden. Der Hilfebedarf wird hierbei als eine Konstruktion verstanden, um die Notwendigkeit für institutionelle Unterstützung aufgrund von Problemen herauszuarbeiten. In den biographischen Erzählungen wird stellenweise auch auf verschiedene Kategorisierungen und damit verbundene Problemdeutungen zurückgegriffen. Diese Konstruktion wird in einem gemeinsamen Prozess zwischen den jugendlichen Adressat*innen und dem Hilfesystem hergestellt. Im Zusammenhang mit den Konstruktionsprozessen des Hilfebedarfes sind auch Wechsel zwischen Institutionen oder Beendigungen von Hilfe sowie Wechsel zwischen dem System der Kinder- und Jugendhilfe und der Psychiatrie oder der Invalidenversicherung entscheidend. Sichtbar wird, wie die Lesarten und Deutungsmuster der Jugendhilfe zur Lesehilfe für die eigene Biographie werden.

Foucault konzeptionalisiert in *Überwachen und Strafen* (1977) Normalisierung als das große Machtinstrument zusammen mit Überwachung. Dabei ist die Disziplinarmacht mit fünf Verfahren ausgestattet: dem Vergleich, der Differenzierung, einer Hierarchisierung, Homogenisierung sowie Ausschließung (vgl. Foucault 1977, S. 236 ff.). Unter dieser Perspektive können Institutionen der stationären Jugendhilfe verstanden werden als Normalisierungs-Institutionen. In den Biographien zeigen sich Prozesse des Vergleichens im Übergang in die stationäre Jugendhilfe. Die Körper der Jugendlichen werden vermessen und verglichen in den Testverfahren wie Intelligenztests oder auch Urintests. Aber auch ihr Umfeld und ihre Familien werden eingeschätzt und mit hegemonialen Normalitätsvorstellungen verglichen. In diesen Prozessen der Einschätzung spielen das permanente Vergleichen der ›Vermessungsergebnisse‹ der Jugendlichen mit anderen Jugendlichen inner- und außerhalb der stationären Jugendhilfe eine zentrale Rolle. Auf dieser Grundlage findet eine Differenzierung statt hinsichtlich der Frage, ob die Jugendlichen überhaupt einen Hilfebedarf haben und wenn ja, welche Institution für sie passend sei. Hierbei werden Hierarchisierungen deutlich, was die ›Schwere‹ der Abweichung und des Unterstützungsbedarfes anbelangt. Diesbezüglich geht es auch um die Frage, ob die Jugendhilfe, Psychiatrie oder der Strafvollzug die jeweils angemessene Institution ist. Die Einteilungen werden aufgrund von Kategorisierungen der Jugendlichen vorgenommen, wie bspw. ›schwer erziehbar‹, ›Opfer häuslicher Gewalt‹, ›verhaltensauffällig‹, ›Essstörung‹ oder ›psychische Erkrankung‹. Die Folge sind Homogenisierungen der Jugendlichen, da auf der Grundlage der Kategorisierungen Sortierungen erfolgen. Die Institution der stationären Jugendhilfe produziert dann zuletzt eine Ausschließung, da die Jugendlichen getrennt von ihren Lebenswelten und ihren Familien in Institutionen untergebracht werden, die außerhalb von Normalität erlebt werden. Hier kann aus biographischer Perspektive aufgezeigt werden, wie Jugendhilfe als Disziplinarmacht im Sinne von Foucault (vgl. ebd.) erlebt wird und wie in der Folge auch Deutungen der Jugendlichen entstehen, in denen sie sich als abweichend und noch nicht/nicht mehr der Norm entsprechend wahrnehmen. In der Folge werden die Jugendlichen als unterstützungswürdig klassifiziert. Mit dieser institutionellen Logik sind mit dem Aufenthalt in der stationären Jugendhilfe Bestrebungen verbunden, die definierten Abweichungen zu beseitigen und eine Anpassung an gesellschaftliche Normvorstellungen herzustellen. Das Ziel des Aufenthaltes in der stationären Jugendhilfe kann so als ›Normal-Machen der Adressat*innen verstanden werden. Dabei sind neben den institutionellen Prozessen der Normalisierung auch Subjekte aufgefordert, daran mitzuwirken, wieder in die Zone von Normalität zu gelangen.

Aus fallvergleichender Perspektive wird in den Prozessen, in denen die Biograph*innen ihre ersten Kontakte mit Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe beschreiben bzw. institutionelle Abklärungsprozesse beginnen, auch eine Bezugnahme damit verbundenen Differenzkategorien sichtbar. Diese Differenzkategori-

en, wie z. B. »schwer Erziehbare«, »Jugendliche, die Drogen konsumieren« oder »Essgestörte«, spielen in Diagnosen oder Problemkonstruktionen im Hilfesystem eine Rolle, und durch die Beschäftigung der Jugendlichen mit der Frage, ob sie in der Institution der Kinder- und Jugendhilfe passend seien, findet eine Beschäftigung der Biograph*innen statt mit diesen Differenzkategorien und damit einhergehenden Problemkonstruktionen. Diese zeigen sich in ihrem Sprechen sowie ihren Perspektiven und Deutungen ihrer Erfahrungen des Übergangs. Dabei wird auf vielfältige Art und Weise auf Jugendhilfjargon, Fachbegriffe, die auf Diagnosen verweisen, oder auch auf institutionelle Ablaufmuster der Kinder- und Jugendhilfe und damit verbundener Systeme zurückgegriffen.

Hier wird deutlich, dass auch durch eine Unterwerfung unter die Problemkonstruktionen und potenziell verletzbaren Subjektpositionen wiederum biographische Handlungsfähigkeit entstehen kann. Damit verbunden sind zudem Erklärungsfolien für Erfahrungen. Weiterhin scheint sich in der herausgearbeiteten Umdeutung von komplexen biographischen Entwicklungen in eine problemorientierte und potenziell individualisierende Adressierung als »gestörtes« Subjekt die Möglichkeit zu eröffnen, sich selbst als »unternehmerisches Selbst« (vgl. Bröckling 2007) zu konstruieren. Individualisierende Problemkonstruktionen bieten Möglichkeiten, um an den eigenen Problemen zu arbeiten. Stationäre Jugendhilfe entwickelt so Leitbilder und Ansatzpunkte für die Biograph*innen, um an sich selbst zu arbeiten und sich zu entwickeln. Fremdsteuerung und Selbststeuerung gehen dabei ineinander über (vgl. ebd., S. 10 ff.). Es scheint so, dass die Erfahrung, nicht selbstverständlich einen Zugang zu gesellschaftlich anerkannten Subjektpositionen zu haben, zu Anstrengungen der Biograph*innen führt, an sich zu arbeiten. Durch Erfahrungen, dass ihnen in einigen Bereichen Normalität verwehrt bleibt, scheinen somit Prozesse der (Selbst-)Normalisierung die Bedeutung zu haben, diese vielfach verwehrte Normalität gegen alle Widerstände und Herausforderungen dennoch für sich in Anspruch zu nehmen. Das »Ringen um Normalität«, das sich in den Biographien zeigt, wird so zur Strategie des Umgangs mit den Erfahrungen der Ent-Normalisierung und kann als Versuch verstanden werden, sich selbst als machtvolles und intelligibles Subjekt zu entwerfen.

Interessanterweise sind mit der Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen in den Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit Jugendhilfeerfahrungen im Übergang ins Erwachsenenalter sehr viel stärker die Prozesse des Übergangs *in* die stationäre Jugendhilfe in den Fokus gerückt als die Übergänge *aus* der Jugendhilfe und ins Erwachsenenalter. In diesem Übergang wurden fallübergreifend Erfahrungen der Ent-Normalisierung herausgearbeitet, die viel Raum in den biographischen Konstruktionen einnehmen. Der Übergang aus der Jugendhilfe scheint hingegen sehr viel mehr Normalität zu ermöglichen und daher biographisch weniger Legitimation zu erfordern. So kann daraus abgeleitet werden, dass Jugendliche und junge Erwachsene mit Erfahrungen der sta-

tionären Jugendhilfe im Kontext von Differenzverhältnissen zahlreiche Anstrengungen unternehmen, Normalität für sich zu beanspruchen gegen alle Widerstände von gesellschaftlichen Ordnungen. Neben den Herausforderungen, die sich im Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenalter ergeben, bietet aber das Verlassen der stationären Kinder- und Jugendhilfe auch die Möglichkeit, den ent-normalisierenden Rahmen zu verlassen und damit den problemorientierten Adressierungen nicht mehr ausgeliefert zu sein. Hier eröffnet sich also grundsätzlich die Möglichkeit, wieder zu mehr Normalität zu gelangen.

